

Kult: Balthasar Glättli über «House of Cards»

DIE WELTWOCHEN

Nummer 21 – 26. Mai 2016 – 84. Jahrgang – Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

Populisten
Wie links sind Le Pen,
Trump und Co.?

4 194407 006904 21



Faulheit lohnt sich

Die Fehlanreize im Schweizer Sozialstaat

BURAIN²

RÜSCHLIKON²



Das Bijou von Rüschtikon

- 2.5 bis 4.5-Zimmer-Eigentumswohnungen
- Zweistöckiges Penthouse
- Traumhafte Aussicht auf See und Berge

Bauherr/Verkauf/Kontakt

Meili Unternehmungen
Seestrasse 99a, CH-8702 Zollikon
Irmgard.Planzer@meili-unternehmungen.ch
Telefon 044 396 99 79

www.burain2.ch

meiliunternehmungen

Wir setzen Akzente.

Wohl noch nie in der 83-jährigen Geschichte der *Weltwoche* hat ein Artikel eine ähnliche Flut an Schlagzeilen ausgelöst wie das Interview mit Boris Johnson in der letzten Ausgabe. Johnsons Schmähgedicht auf den türkischen Präsidenten



«Es geht um unsere Identität»: Philosoph Scruton.

Erdogan, das er im Gespräch mit unseren Autoren Nicholas Farrell und Urs Gehrigger zum Besten gab, hatte es in sich. Ausgehend von Grossbritannien, wo das Wochenblatt *Spectator* Johnsons Limerick mit einem Preis von 1000 Pfund auszeichnete, entfesselte sich eine Nachrichtenstafette. «Boris Johnson fikk pris for beste Erdogan-fornærmelse», hiess es in Norwegen. «Erdogan je onanista, co kozla oblazil», meldete Tschechien. Und aus Island tönte es: «Boris vann ljóoasamkeppni um Erdogan.» Inert Stunden ging Johnsons Vers via Australien, Ghana und Peru rund um die Welt. Einzig in Ankara, am Sitz des türkischen Präsidenten, herrschte bis Redaktionsschluss dieser Ausgabe Funkstille. Nach Johnsons Plädoyer für einen Austritt Grossbritanniens aus der EU (Brexit) kommt in dieser Nummer eine distinguiert reflektierende Stimme zu Wort. Roger Scruton, 72, Eminenz der konservativen Philosophen, beleuchtet britische Besonderheiten wie den siegreichen Widerstand gegen Hitler, die englische Sprache und das Common Law. Er legt dar, worum es beim Brexit-Referendum im Kern geht: «nicht um die Wirtschaft, sondern um nichts weniger als unsere Identität». Seite 40

«Es macht keinen Spass mehr im Gemeinderat, wir können fast nur noch beschliessen, was befohlen ist.» In gedrückter Stimmung erzählte

der Kollege in geselliger Runde, wie man sich fühlt, wenn man in der Exekutive einer Gemeinde kaum mehr freie Finanzmittel hat, sondern immer mehr die vom Kanton befohlenen Sozialleistungen durch die Gemeindekasse leiten muss. Ergänzungsleistungen, Kosten für Altersheim, Pflege, Schule oder Sozialhilfe – es stellt sich die Frage, wie weit Gemeinden heute noch die selbständigen Entscheidungseinheiten sind, als die man sie kennt. Wenn man schaut, was die Sozialleistungen bei den Empfängern bewirken, tauchen noch mehr Fragezeichen auf. Die Sozialhilfe geht heute über eine Existenzsicherung hinaus und hält vor allem in Berufen mit niedrigen Löhnen die Bezüger davon ab, eine Stelle anzunehmen. Die *Weltwoche* zeigt auf, wie grosszügig das soziale Auffangnetz in der Schweiz ist und auf welcher schmaler Basis dessen Finanzierung erfolgt. Seite 16



Geschichtsbewusstsein der Tschechen: Karl IV.

Als die Tschechische Republik in Anwesenheit von Staatspräsident Milos Zeman und hohen kirchlichen Würdenträgern am 14. Mai im Prager Veitsdom den 700. Geburtstag von Kaiser Karl IV. feierte, war auch eine Delegation aus der Schweiz dabei. Der Zürcher Konzertchor und der Glarisegger Chor aus Kreuzlingen führten mit einem einheimischen Orchester die Glagolitische Messe von Leos Janáček auf. Dies ermöglichte es einigen Schweizern, sich unter die Festgemeinde zu mischen. Auch Philipp Gut nahm an der Feier teil, seine Schwester trat als Sängerin auf. Fasziniert von der anschaulichen Gegenwart des Historischen und dem Geschichtsbewusstsein der Tschechen, zeichnet er das Leben des Herrschers nach, der Prag zur kaiserlichen Residenz und zu einem geistigen und kulturellen Zentrum von europäischer Strahlkraft ausbaute. Seite 36

Ihre Weltwoche

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die Weltwoche erscheint donnerstags
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,
E-Mail: redaktion@weltwoche.ch
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,
E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 310.– (inkl. MwSt.)
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter
www.weltwoche.ch/abo
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch
Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,
Urs Gehrigger, Wolfgang Koydl,
Hubert Mooser, Alex Reichmuth,
Markus Schär, Claudia Schumacher,
Florian Schwab

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,
Silvio Borner, Henryk M. Broder,
Peter Hartmann, Pierre Heumann,
Peter Holenstein, Mark van Huisseling
Hansrudolf Kamer, Peter Keller,
Wolfram Knorr, Tom Kummer,
Christoph Landolt, Dirk Maxeiner,
Christoph Mörgeli, Franziska K. Müller,
Daniela Niederberger, Kurt Pelda,
Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,
Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin,
David Schnapp, Hildegard Schwaninger,
Martin Spieler, Sacha Verna (*New York*),
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),
Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Nathan Beck (*Leitung*),
Martin Kappler, Anton Beck (*Assistent*)

Layout: Daniel Eggspühler (*Leitung*),
Silvia Ramsay

Korrektur: Cornelia Bernegger (*Leitung*),
Viola Antunovits, Renate Brunner,
Nadia Ghidoli, Rita Kempfer,
Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky

Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*),
Inga-Maj Hojajj-Huber

Marketing: Guido Bertuzzi (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*),
Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Digital-Marketing: Bich-Tien Köppel (*Leitung*)

Online-Vermarktung: Adextra

Tarife und Buchungen: info@adextra.ch

Druck: Print Media Corporation, PMC,
Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



VIP-Package im Fünf-Sterne-Hotel «Ermitage»

Wellness pur im Luxus-Chalet

Erleben Sie alpine Grandezza auf der Sonnenterrasse des Berner Oberlands! Im Chalet-Resort «Ermitage» in Schönried ob Gstaad relaxen Sie auf grosszügigen 3500 Quadratmetern mit einem Wellnessangebot, das keine Wünsche offenlässt. Noblesse oblige: Weltwoche-Abonnenten logieren zwei Nächte in einer Luxussuite.

Wasser, Wärme, Bewegung, Entspannung, Schönheit und Ernährung – das sind sechs Gründe, die Ihren Aufenthalt im «Ermitage Wellness & Spa Hotel» zum perfekten Wohlfühlerlebnis machen. Die einzigartige Anlage inmitten der majestätischen Bergkulisse bietet alles, was es braucht, um sich vom Alltagsstress zu verabschieden. Unter anderem werden Sie nach allen Regeln der Kunst mit der ganzheitlichen Haki-Massagemethode des preisgekrönten Therapeuten Harald Kitz verwöhnt. Oder mit einer Pantai Luar, der traditionellen Fruchtstempel-Massage aus Indonesien. Ganz neu im Programm: die ayurvedisch inspirierte Yelasai-Methode für Kopfhaut und gesundes Haar.

Weitere Höhepunkte sind die Indoor- und Outdoor-Solbäder, der Alpin-Park mit Panoramablick und der grosse Saunapark. Wahre Oasen der Ruhe sind die «Brunnenstube» oder das «Lady Spa», wo Frauen ganz unter sich bleiben können. Weil Wellness auch durch den Magen geht, steht eine hochstehende Gastronomie mit sieben Restaurant Stuben welche für Hotelgäste zur Auswahl stehen. Voll im Trend ist die urchige Grill-Lounge «Füürgrube», wo vom T-Bone-Steak bis zum Luma-Beef beste regionale Produkte zubereitet werden. Am Ende eines entspannten Tages trifft man sich in der glamourösen «One Million Stars»-Bar – im Glanz der Swarovski-Kristalle.

Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Package im Chalet-Resort «Ermitage», Schönried ob Gstaad

Leistungen:

- 2 Übernachtungen für 2 Personen in der Senior-Suite «Saane»
- inkl. Dreiviertel-Geniesserpension und je einem Wellness-Basis-Package pro Person
- 2 x Pantai Luar (50 Min., Wert je Fr. 135.–)
- 2 x Haki Sacral (25 Min., Wert je Fr. 65.–)
- 2 x Cocktail in der «One Million Stars»-Bar by Swarovski

Spezialpreis:

Fr. 2030.– pro Person

Buchung:

Telefonisch unter 033 748 04 30 oder per E-Mail an Welcome@ermitage.ch. Bitte das Stichwort «Platin-Club» angeben. Das Angebot ist nach Verfügbarkeit gültig bis 31. Dezember 2016.

Veranstalter:

«Ermitage Wellness & Spa Hotel»
3778 Schönried ob Gstaad
www.ermitage.ch

www.weltwoche.ch/platinclub



Hemingway

**Ausflug nach Key West:
Warum war der US-Schriftsteller
und Nobelpreisträger so
erfolgreich? Von Roger Köppel**

Vermutlich hat jeder, der sich beruflich oder hobby-mässig intensiver mit Sprache beschäftigt, im Laufe seines Lebens irgendwann das Gefühl, er müsse schreiben können wie Ernest Hemingway (1899–1961). Diese kurzen Sätze, dieser stoische Ton männlicher Daseinsbewältigung, dann die unglaublichen Abenteuer-geschichten über seine Safaris, die Sauf- und Bootstouren, die kapitalen Schwertfische und Frauen, die er eroberte und verliess: Hemingway bleibt, auch für mich, einer der faszinierendsten Schriftsteller, die man bewundert, aber doch nicht ganz ernst nimmt, weil die extreme Egozentrik, die Schriftsteller generell auszeichnet, hier am Ende eben doch zu einem Punkt getrieben wird, wo das obsessive Kreisen ums eigene Ich in einem Eindruck von Leere und Langeweile endet. Es war wohl konsequent, dass er sich mit erst 61 Jahren das Leben nahm, als der Rohstoff seines Egos verbraucht war.

Kürzlich besuchten wir die alte Villa Hemingways in Key West am Südzipfel Floridas. Tausende Touristen pilgern jährlich an diese Weihestätte. Es ist alles da: die sechszehigen Katzen, die ausgestopften Jagdtrophäen, der von Palmen umrankte monumentale Meerwasser-Swimmingpool, dem die badende Schauspielerschönheit Ava Gardner einst nackt entstiegen sein soll. In einem Salonzimmer bewundern die Fans ein Holzmodell der heute in Havanna lagernden Hochseejacht «Pilar», mit der Hemingway in den dreissiger Jahren des letzten Jahrhunderts gewaltige Marline, Haie und Tunfische aus dem Golfstrom angelte. Auf diesem Schiff betrog der Serienverführer auch seine zweite Frau Pauline, deren vermögender Onkel Gus dem jungen Paar das prächtige Anwesen in Key West für 8000 Dollar gekauft hatte.

Hemingway verachtete sich heimlich dafür, dass er, um beruflich und gesellschaftlich voranzukommen, eine Frau geheiratet hatte, die viel reicher war als er. Es ist für Männer immer anspruchsvoll, mit Frauen zu leben, die wohlhabender sind, weil Frauen, im Unterschied zu Männern, um ihrer selbst willen geliebt werden wollen und nicht aufgrund von Äusserlichkeiten wie Geld oder Ruhm. Hemingway liess in einer seiner besten Kurzgeschichten, die er in Key West schrieb – «Schnee auf dem Kilimandscharo» –, etwas von diesem Selbsthass durchblicken. Die Story handelt



«Kernfusion aus Sigmund Freud und Karl May.»

von einem in der afrikanischen Savanne an Wundbrand sterbenden Schriftsteller, der seine ihn liebevoll pflegende Frau aufs Niederträchtigste behandelt, weil sie eben reicher ist als er. Der Mann rächt sich an der Frau, die er selber aus Kalkül geheiratet hat.

Hemingway war ein Superstar seiner Zeit, eine Berühmtheit, ein lebender Mythos. Er gab sich grosse Mühe, sein Leben nach dem Vorbild seiner Geschichten zu gestalten. Er beschrieb die Abenteuer, die er erlebte, um sich in neue Abenteuer zu stürzen, die er literarisch verarbeitete. Als Trinker ausdauernd, war er ein exzellenter Hochseefischer, ein ganz passabler Jäger und ein Bewunderer des Stierkampfs. Er nahm an zwei Weltkriegen teil und

schrieb einen Bestseller über den Spanischen Bürgerkrieg, der eine ähnlich hohe Auflage erzielte wie das amerikanische Populärepos «Vom Winde verweht». Als seine Kräfte zu schwinden und ihn seine Kritiker bereits abzuschreiben begannen, holte er mit der späten Novelle «Der alte Mann und das Meer» in einem letzten Kraftakt sogar den Literatur-nobelpreis. Seine Romanfiguren wurden vom Leben zerbrochen, der muskulöse Hüne Hemingway war lange das Glückskind, dem die Frauen und Erfolge nur so zuflogen.

Was machte es aus? Wahrscheinlich muss man zuerst die Umstände sehen. Hemingway durchlebte die Katastrophen des letzten Jahrhunderts. Die Welt wurde von Kriegen verwüstet. Das atomare Wettrüsten begann. In zwei ideologische Lager spaltete sich die Menschheit. Die Politik war so allgegenwärtig, dass der Reiz von Hemingways Werk für seine von der Politik zermürbten Leser wohl auch darin bestand, dass Politik in seinen Büchern keine Rolle spielte. Dürrenmatt schrieb, der Welt sei nur noch mit der Komödie beizukommen. Hemingway zog sich in die archaische Einfachheit existenzieller Bewährungsproben zurück. Die Fluchtwege führten aufs Meer hinaus oder in die Wildnis Afrikas. Selbst der Krieg diente ihm nur als Kulisse seiner Selbsterfahrungen. Es ging nicht um politische Hintergründe, nur um die Behauptung des Ich unter riskanten Bedingungen. Kritiker haben ihm Kriegsverherrlichung unterstellt. Richtig ist, dass Hemingway von Gewalt fasziniert war, daraus aber keine klirrenden Heldenepen dichtete, sondern kaltblütig formulierte Abgesänge voller Selbstmitleid. Als barbarischen Humanisten beschrieb ihn einst treffend ein deutscher Rezensent.

Schon vor Hemingway gab es gebrochene Helden in der Literatur. Was er neu einführte, war die Verschmelzung von Psychoanalyse, Abenteuerertum und Welteroberung, eine Art Kernfusion aus Sigmund Freud, Karl May und literarischer Avantgarde. Er war ein Meister der Selbstbespiegelung. Vermutlich nahm Hemingway, ähnlich wie etwas später der Schweizer Max Frisch, gedanklich die sechziger Jahre vorweg, als sich dann plötzlich alles nur noch ums Ego drehte. Hemingways Figuren sind Solitäre ohne Verantwortung, harte Kerle mit butterweichem Kern.

Ganz anders die Frauen: Sie sind hart und manchmal mitleidlos. Sie gehen mit den Starken und verlassen die Schwachen. Hemingways Frauen ertragen es nicht, wenn sie ihre Männer nicht mehr kontrollieren können. Weniger begabte Autoren würden an solchen Klippen zerschellen, aber ich kenne keinen Schriftsteller, der den Psychokrieg zwischen den Geschlechtern besser beschrieben hätte als Hemingway in seiner genialen Story «Das kurze glückliche Leben des Francis Macomber».

Gelenkprobleme
soll man nicht auf
die leichte
Schulter nehmen.

Gelenk- und Sportchirurgie. Eines der
Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie
und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.





Österreich: neuer Präsident Van der Bellen. Seite 12



Und in der Schweiz? «House of Cards». Seite 52



Im Visier: Schweinefleisch. Seite 34



Millionen mit Musik: DJ Steve Aoki. Seite 54

Kommentare & Analysen

- 5 Editorial
- 9 Kommentar Nie geboren
- 9 Im Auge Annegret Raunigk
- 10 Migration Offene Türen
- 10 Datenschutz Freie Bahn für Strafermittler
- 11 Geld Eine der besten Welten
- 12 **«Europa war noch nie so weit weg»**
Tagebuch von Thomas Glavinic zu den österreichischen Wahlen
- 14 Personenkontrolle Della Valle, Sommaruga etc.
- 15 Nachruf Historiker Fritz Stern
- 16 **Faulheit lohnt sich**
Sozialkosten laufen aus dem Ruder
- 18 Finanzen Wohlstand auf dünnem Eis
- 20 Grundeinkommen Sehnsucht nach dem grossen Ja
- 21 Arbeitsmarkt «2500 Franken sind ziemlich viel»
- 22 Die Deutschen Stein vom Herzen
- 22 Wirtschaft Lob des unteren Durchschnitts
- 23 Ausland Obamas «Magical Mystery Tour»
- 24 Mörgeli Bewunderer des Bankrotts
- 24 Bodenmann Wann wird Jordan ein Lusser-Loser?
- 25 Medien Kurs in Kapitalismus
- 25 Gesellschaft Geld für nichts
- 26 Darf man das? / Leserbrief

Hintergrund

- 28 **Unbeirrt auf EU-Kurs**
Aussenminister Didier Burkhalter
- 30 **Asyl mit Seanstoss**
Luxus für Asylbewerber
- 31 **Sozialhilfe «Es läuft etwas falsch im Land»**
- 32 **Schlauer als die Natur**
Und ewig lockt das Perpetuum mobile
- 34 **Ade, Cervelat**
Schweinefleischverbot in Baselbieter Schule
- 35 **Schweiz Freudloser Glücksweltmeister**
- 36 **Weisheit und Tugend**
Faszination Karl IV.
- 40 **«Es geht um unsere Identität»**
Interview mit dem britischen Intellektuellen Roger Scruton
- 43 **Angry Brits Ein Film von EU-Gegnern**
- 46 **Linke Themen in rechter Hand**
Sozialistischer «Rechtspopulismus»
- 47 **Erdogan über alles**
Beugt sich auch die EU?
- 48 **«Schickt ihn doch zurück nach Zürich»**
Was macht Moskau mit Lenin?



Neues Gerät: Sex-Therapeutin Tapert. Seite 58

Stil & Kultur

50 Ikone der Woche Schokoladenmädchen

52 Bestseller

52 Zum Glück ist die Schweiz langweiliger

Nationalrat Balthasar Glättli über die Polit-Serie «House of Cards»

53 Jazz Jack DeJohnette, Ravi Coltrane, Matthew Garrison

54 Das Geheimnis der DJs

Revolution hinter dem Mischpult

56 Abenteuer Wer war Bestsellerautor B. Traven?

58 Gesellschaft Mein Dildo und ich

60 Top 10

60 Film Vergessen oder bewahren?

61 Fernsehkritik Mit SRF im Schlafzimmer

62 Namen Unvergleichlicher Schmelz

63 Hochzeit So ist die Liebe

63 Thiel Extremismus

64 Wein Hannibal ante portas

64 Zu Tisch Hummer ist langweilig

65 Auto Der Audi R8 V10 plus

66 MvH trifft Nicolas Hénin

Autoren in dieser Ausgabe

Balthasar Glättli



Der prominente Zürcher Nationalrat der Grünen vergleicht in dieser Ausgabe Wirklichkeit und Fiktion. Er sagte sofort zu, als wir ihn fragten, ob er nicht Lust hätte, über die gefeierte US-Polit-Serie «House of Cards» zu schreiben. Seite 52

Thomas Glavinic



Der 44-jährige preisgekrönte österreichische Schriftsteller lebt in Wien. Exklusiv für die Weltwoche verfasste er sein persönliches

Tagebuch zu den hochemotional geführten Präsidentschaftswahlen in Österreich. Seite 12

Das Weltwoche-«Taschenheft».

Mit den Weltwoche-Apps für das iPhone oder das Android-Smartphone haben Sie auch unterwegs die Weltwoche immer dabei.



DIE WELTWOCH



GELESEN

**«Die Schadenssumme steigt
schneller als der Meeresspiegel»**

Ein Beitrag aus dem Tages-Anzeiger.
Gedruckt, online, als App und in unserer Vielfalt an Blogs.

Du bist, was du liest.

Tages-Anzeiger

Nie geboren

Von Markus Schär — Die Gegner der Präimplantationsdiagnostik schliessen aus dem Umgang mit möglicherweise behindertem Leben auf jenen mit Behinderten. Sie liegen falsch.



«Als gleichwertig willkommen».

Christian Lohr verdient nicht immer Zustimmung als Politiker, wohl aber stets Anerkennung als Person. Der CVP-Nationalrat aus Kreuzlingen fährt im Elektro-Rollstuhl durch das Leben, aufgrund einer Schädigung durch das Schmerzmittel Contergan mit verkümmerten Armen und Beinen geboren. Und er meistert dieses Leben bewundernswert; er schreibt als Sportjournalist und stimmt als Parlamentarier halt mit dem Fuss.

Das macht Christian Lohr zwar zum Experten in Fragen, wie wir gegenwärtig mit behinderten Menschen umgehen, aber nicht für das Problem, ob wir zukünftig behindertes Leben vermeiden, über das wir am 5. Juni beim Präimplantationsgesetz abstimmen. Im Gegenteil: Die Betroffenen neigen dazu, die beiden Themen zu vermengen und damit die Stimmentenden zu verwirren. Der Nationalrat im Rollstuhl tut es, wenn er zu Schwangerschaftsabbrüchen bei Föten mit Trisomie meint: «Es ist ein Wahnsinn, dass man solchen Menschen das Leben abspricht.» Oder wenn er – mit Recht, aber hier am falschen Ort – fordert: «Ich will spüren, dass Menschen mit einer Beeinträchtigung in unserer Gesellschaft wirklich als gleichwertig willkommen sind.»

Christian Lohr liegt gleich doppelt falsch. Einerseits sehen die Kritiker des Diagnostizierens die Embryonen als Menschen an, etwa wenn

sie im Abstimmungsbüchlein fragen: «Wer hat das Recht zu sagen: «Weil du kein Top-Embryo bist, darfst du nicht weiterleben?»» Sie stützen sich dabei auf eine religiöse Sicht, wann das Menschsein beginne; diese taugt aber nicht für das Aushandeln in einer säkularen Gesellschaft. Die Frage, wie lange wir über das Schicksal eines werdenden Menschen entscheiden dürfen, mag politisch umstritten bleiben. Wissenschaftlich aber lässt sich unbestreitbar feststellen: Ein Embryo ist kein Mensch, sondern ein Zellhaufen, ohne Schmerzempfinden, geschweige denn Bewusstsein. Wir dürfen also darüber verfügen, in der Verantwortung angesichts der Möglichkeit, dass aus dem Zellhaufen ein Mensch heranwachsen könnte. Und es ist widersinnig – dies das schlagende Argument für die Vorlage –, das Abtreiben von Föten mit Gendefekten zu erlauben, das Ausscheiden von Embryos mit Gendefekten aber zu verhindern, also Frauen zur Schwangerschaft auf Probe zu zwingen.

Recordons harte Worte

Andererseits schliessen die Gegner des Gesetzes aus dem Umgang mit behindertem möglichen Menschenleben auf jenen mit behinderten Menschen. Deshalb fürchten sie, die Diagnostik gefährde die Solidarität mit den Behinderten, die unter uns leben. Vor allem laste der Druck auf allen Eltern, das «perfekte Kind» heranzuziehen – das führe zu «Gentech-Menschen», wie sie ein widerliches Plakat der EDU mit einem Säugling im Maiskolben zeigt.

Die Kritiker liegen mit ihren Horrorszenarien falsch. Unsere Gesellschaft geht so sorgsam mit Behinderten um wie noch keine in der Geschichte. Es gibt keinen Druck auf Mütter, wegen Gendefekten einen Embryo auszuschleiden oder einen Fötus abzutreiben. Aber es gibt auch kein Recht für Eltern, sich bewusst für ein behindertes Kind zu entscheiden. Einerseits können sie nicht lebenslang die Verantwortung für ihr Kind übernehmen, sondern müssen sie irgendwann der Gemeinschaft aufbürden. Andererseits dürfen sie nicht über das Kind verfügen, ihm also ein Leben mit Behinderung zumuten. Der andere bekannte Politiker mit schwerer Behinderung, alt Ständerat Luc Recordon, sagte im Parlament, es gebe behinderte Kinder, die lieber nicht geboren worden wären. Das heisst: Wir sollten Embryonen mit Gendefekt daran hindern, zu Menschen heranzuwachsen, die sich wünschen, es hätte sie nie gegeben.

Geburtstag hoch vier



Annegret Raunigk, Fortpflanzungswunder.

Sie war und ist alleinerziehende Mutter von insgesamt 17 Kindern, und ihr Traum, das Studium der Belletristik abzuschliessen, wird sich kaum verwirklichen lassen, was nicht nur an ihrem Alter liegt, sie ist 66, sondern eher daran, dass ihre vier Jüngsten derzeit im Krabbelalter sind. Den Kinderwagen schiebt zwar häufig deren zehnjährige Schwester Lelia; die zwölf andern Geschwister sind ausgeflogen, die älteste Tochter ist 44. Die Spät-Nachzügler Bence, Fjonn, Neeta und Dries haben gerade ihren ersten Geburtstag gefeiert. Sie kamen – drei Monate zu früh – am 19. Mai 2015 durch Kaiserschnitt zur Welt und blieben drei Monate im Brutkasten und unter permanenter Beobachtung durch zwei Ärzte und zehn Krankenschwestern in der Berliner Charité.

Ihre Mutter zog dann mit Sack, Pack und Plackereien nach Höxter in Westfalen, wo einst Heinrich von Fallersleben gelebt hatte, der Dichter der deutschen Nationalhymne, den sie aber an Berühmtheit rasch übertraf, als die Geschichte mit ihren Vierlingen die Runde machte. Darf sie das, schwanger werden mit 65 in der fernen Ukraine mittels einer künstlichen Methode, die in Deutschland verboten ist? Samenspender unbekannt. Ohne körpereigene Eizellen. Mit all den Risiken dieses mütterlichen «unseriösen Extremsports», wie Mediziner das Experiment nannten. Und wie sieht das Mutterglück für die Babys aus, drei Jungen und ein Mädchen? Ein Bub leidet an den Folgen einer Gehirnblutung, er kann einen Arm und ein Bein kaum bewegen, möglicherweise wird er gehbehindert bleiben. Ein Mädchen musste sich einem Darmeingriff unterziehen, und auch ihr schielendes Auge muss operiert werden. Ein Mann ist nicht im Haus. «Was, wenn die Mutter stirbt, bevor die Kinder volljährig sind?», fragt besorgt die *Süddeutsche Zeitung*. Da der leibliche Vater auch bürokratisch nicht existiert, würden die Vierlinge Waisen. In einer Homestory von RTL, einem Exklusiv-Sponsor, zeigte sich die Mutterschaftswunderfrau voll fit. – Geburtstagsgeschenke bitte an: Frau Annegret Raunigk, 37 671 Höxter (Deutschland). Peter Hartmann

Offene Türen

Von Alex Reichmuth — Das Bundesgericht erleichtert Asyltourismus.

Welches Land hätten Sie denn gern? Nach diesem Prinzip funktioniert das Flüchtlingswesen in Europa. Asilmigranten können sich de facto aussuchen, in welchem Staat sie leben wollen. Die meisten wählen ein Land wie Deutschland oder die Schweiz, wo die Sozialleistungen am besten sind. Zwar gilt das Dublin-Abkommen, gemäss dem Asylbewerber, die schon in einem anderen Staat ein Gesuch eingereicht haben, dorthin zurückgeführt werden können. Doch das ist Theorie. Ein grosser und wachsender Anteil der Asylananten, denen die Abschiebung droht, taucht ganz einfach ab, lebt fortan in der Illegalität oder reist in ein anderes Land weiter. Letztes Jahr konnte die Schweiz weniger als 20 Prozent der Asylsuchenden, die sie als sogenannte Dublin-Fälle erachtete, tatsächlich an die entsprechenden europäischen Länder überführen. Insgesamt verschwanden 2015 über 5000 Asylananten – insbesondere solche, die mit einer Ausweisung oder Rückführung rechnen mussten. Damit verabschiedete sich fast jede dritte Person, die aus dem Asylprozess ausgeschieden war, durch Abtauchen.

Neues EU-Recht

Nach einem Urteil des Bundesgerichts von letzter Woche dürfte dieser Anteil weiter steigen. Das Gericht hatte den Fall eines Afghanen zu beurteilen, der schon in Bulgarien ein Asylgesuch eingereicht hatte. Um seine Rückführung zu garantieren, hatten ihn die Behörden vorsorglich in Administrativhaft genommen. Der Mann war im März nach Bulgarien überstellt worden. Das Bundesgericht bezeichnet die vorsorgliche Inhaftierung jetzt aber als unzulässig. Eine Haft dürfe nur angeordnet werden, wenn es konkrete Anzeichen gebe, dass ein Asylbewerber abtauchen wolle.

Bisher haben einige Kantone alle abgewiesenen Asylbewerber in Haft gesetzt, damit diese nicht verschwinden. Im letzten Juli hat die Schweiz aber auf Geheiss der EU Regelungen übernommen, laut denen Administrativhaft nur noch in begründeten Fällen zulässig ist. Das Bundesgericht hat dieses neue Recht nun im konkreten Fall bestätigt. Fortan dürfen Asylananten faktisch nur noch dann in «Dublin-Haft» gesetzt werden, wenn sie vorher schon betrogen haben oder durch Gewalt aufgefallen sind. Wer also nicht bereits renitent geworden ist, kann sich einer Rückführung problemlos entziehen und abtauchen. Dem Asyltourismus sind so Tür und Tor geöffnet.

Freie Bahn für Strafermittler

Von Alex Baur — Dass die Beschränkung der Fahndung unschuldige Bürger schütze, ist ein fataler Zirkelschluss. Nicht die Daten sind das Problem, sondern der Zugang zu ihnen.

Das Blutbad von Rapperswil hätte vielleicht schneller geklärt werden können, wenn der Datenschutz die kriminalistischen Ermittlungen nicht behindert hätte. Betonung auf vielleicht. Tatsächlich wissen wir nicht, ob es im konkreten Fall so war, mutmasslich werden wir es nie erfahren. Kriminalisten legen ihre Methoden ungern offen. Doch es ist eine Tatsache, dass der Datenschutz moderne Fahndungsmethoden einschränkt. Im Namen des abstrakten Datenschutzes nimmt der Staat damit in Kauf, dass reale Mörder entkommen und vielleicht erneut zuschlagen. Das sorgt für Empörung. Zu Recht.

Zum einen geht es um sogenannte Rasterfahndungen und Antennensuchläufe. Die digitale Revolution hat gerade der Kriminalistik völlig neue Möglichkeiten eröffnet. Namentlich Handydaten und Bewegungsprofile, die von der Wirtschaft längst im grossen Stil genutzt werden, sind eine wahre Goldgrube für die Fahndung. Doch das Gesetz schränkt das weitflächige Erfassen und Auswerten von Daten – die Rasterfahndung nach einem unbekanntem Verbrecher eben – massiv ein.

Noch stossender ist das generelle Verbot, DNA-Spuren bei der Fahndung in ihren sogenannten codierten Abschnitten zu untersuchen. Heute wäre es technisch möglich, aus dem genetischen Fingerabdruck auf äussere Eigenschaften eines Gesuchten zu schliessen. Allein damit lässt sich zwar noch kein Täter überführen. Wenn die Polizei aber Hinweise auf Herkunft, Gebrechen, Bartwuchs, Haar- und Augenfarbe oder die ungefähre Grösse eines Verdächtigen hat, kann dies gerade bei einem Verbrechen wie jenem von Rapperswil entscheidend zum Fahndungserfolg beitragen.

Rot-grüne Politiker, die sich den Datenschutz besonders gross auf ihre Fahne geschrieben haben, halten dem entgegen, die breitflächige Erfassung und die Auswertung von Handydaten und DNA-Profilen würden riesige Bevölkerungsgruppen willkürlich unter Generalverdacht setzen. Sie weisen auf die Gefahr von Missbräuchen und falsch gelegten Spuren hin. Das ist Mumpitz. Für einen guten Ermittler ist bei der Fahndung grundsätzlich jeder Mensch verdächtig, solange nicht das Gegenteil erwiesen ist. Aber er weiss auch: Bei der Beweisführung gilt genau das Gegenteil, nämlich die Unschuldsvermutung.

Wohl zeigt die Erfahrung, dass bisweilen unbescholtene Menschen in die Mühlen der Justiz geraten. Ein Strafverfahren kann, unab-

hängig vom Ausgang, die Existenz von Unschuldigen zerstören. Gerade die *Weltwoche* hat immer wieder solche Fälle aufgedeckt und thematisiert. Nur hilft es nicht weiter, wenn man die Fahndung deshalb einschränkt. Im Gegenteil. Bei schweren Verbrechen sollte man den Ermittlern alle nur erdenklichen Hilfsmittel zur Verfügung stellen. Damit schützt man nicht zuletzt auch jene, die zu Unrecht verdächtigt werden. Man muss nur sicherstellen, dass die Fahndungsmittel professionell und verhältnismässig eingesetzt werden.

In Bezug auf den Datenschutz heisst das: Das Problem liegt nicht beim Sammeln und Auswerten von Daten, sondern bei der Verwendung. Der Zugang muss streng limitiert und kontrolliert werden. Rasterfahndung und DNA-Profilung müssen auf Kapitalverbrechen beschränkt werden. Niemand will, dass mit der grossen Kanone auf Verkehrssünder, Ladendiebe, Steuerhinterzieher oder Sozialbetrüger geschossen wird. Natürlich birgt jede Datensammlung eine Gefahr unbefugter Zugriffe in sich. Um das zu verhindern, muss man den Missbrauch bekämpfen, aber sicher nicht den nützlichen Gebrauch. Schliesslich würde es auch keinem einfallen, den Chirurgen nur noch stumpfe Skalpelle zu erlauben, weil sie mit einem scharfen auch mal eine Schlagader aufschneiden könnten.



Goldgrube: Beamte im Einsatz.

Eine der besten Welten

Von Fabian Zellweger und David Bussmann — Laut wird kritisiert, die Niedrigstzinsen seien Gift für das Sparen und die Altersvorsorge. Der Vorwurf ist falsch, real nehmen die Werte mehr zu als früher.

Die Stimmung in der Finanzbranche ist gedrückt, es wird geklagt, die Negativzinsen der Nationalbank würden die Banken belasten, die Sparer demotivieren und an der Substanz der Altersvorsorge zehren. Das gegenwärtige Tiefzinsumfeld in der Schweiz ist aber nur scheinbar arm an Rendite; historisch betrachtet, stellt es eine der besten Welten für den realen Werterhalt des Vermögens einer breiten Bevölkerungsschicht dar. Während vieler Jahrzehnte hatte die Geld- beziehungsweise Kaufkraftentwertung in der Schweiz, über zehn Jahre gesehen, Einbussen von 30 bis 60 Prozent ausgemacht. Heute jedoch gibt es keine Geldentwertung mehr: ein Segen für alle (Vorsorge-)Sparer und Rentner.

Von verschiedenen Seiten wird allerdings seit Jahren berichtet, wir befänden uns in einer Phase der finanziellen Repression mit unterdrückten Renditemöglichkeiten, der Sparer werde in der Schweiz mit Niedrigstzinsen auf Sparkonti und Obligationen für seinen Sparwillen und für die individuelle Vorsorge nicht adäquat entschädigt. Stimmt das wirklich?

Vergleicht man den tatsächlichen realen Wert des Vermögens einer Privatperson von Jahr zu Jahr, so wird dieser – abgesehen von den Mittelflüssen – durch drei Faktoren beeinflusst: durch den Nominalzins, die Inflation sowie die Steuern. Dabei finden vor allem Inflation und Steuern zu wenig Beachtung in den gegenwärtigen Diskussionen.

Günstigere Ferien

Vom Nominalzins muss zuerst die Inflation abgezogen werden, bevor der Sparer den Realzins, also den Kaufkraftgewinn seines Vermögens, ersieht. Gerade in den letzten fünf Jahren ergab diese Rechnung jeweils positive Werte, weil es keine oder sogar eine leicht negative Inflation gab. Wer erinnert sich nicht an den letzten Autokauf oder die jüngsten Ferien, die im Vergleich zu früher deutlich weniger an den Ersparnissen zehrten? Laut Bundesamt für Statistik reduzierten sich die Konsumentenpreise in den letzten fünf Jahren insgesamt um über 2,5 Prozent.

Die Preisstabilität oder die leichte Deflation zahlt sich auch bei der Steuerrechnung aus: Auf niedrigen Nominalzinsen müssen praktisch keine Steuern entrichtet werden, wobei Deflation de facto sogar eine steuerfreie Rendite darstellt. Früher, bei Nominalzinsen von 5 Prozent, fielen ganze 1,25 Prozent an den Steuervogt (bei einer ledigen Person in der Stadt Zürich, ohne Kinder, mit 100 000 Fran-



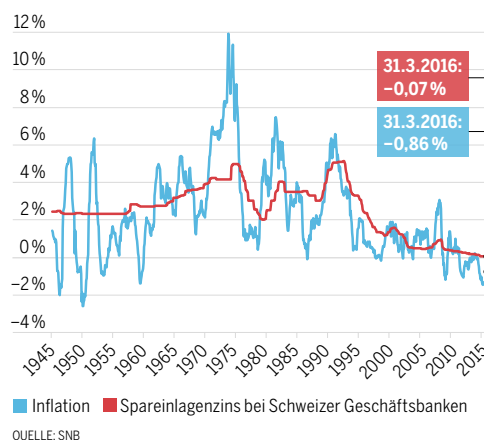
Reduzierte Konsumentenpreise.

ken Jahreseinkommen, basierend auf 2015 und einem Grenzsteuersatz von 25 Prozent).

Die folgenden Grafiken zeigen, dass die gegenwärtige Rendite nach Deflation (Minus-Inflation) und Steuern schliesslich zu einer positiven realen Rendite von 0,9 Prozent führt. Im Vergleich mit der Vergangenheit liegt diese Zahl deutlich über dem langjährigen Durchschnitt von -0,4 Prozent, was einem Kaufkraftverlust gleichkommt. Trotz historisch tiefen Zinsen erzielen Sparer im momentanen

Spareinlagenzinsen und Inflation

Entwicklung von 1945 bis 2015, in Prozent



Deflation: Die gegenwärtige Rendite liegt über dem langjährigen Durchschnitt.

Umfeld einen realen Vermögenszuwachs nach Steuern.

Szenarien einer finanziellen Repression können sich demnach nicht auf die Gegenwart, sondern nur auf die Zukunft beziehen. Aber auch hier sehen wir wenig Gründe für ein verändertes Wirtschaftsumfeld mit nachhaltig steigenden Zins- und Inflationsraten. Die verzweifelten Versuche der europäischen und der japanischen Notenbank, Inflation über eine Geldschwemme zu erzeugen, bleiben erfolglos, da die folgenden Faktoren weltweit deflationäre Tendenzen begünstigen:

— Das Bevölkerungswachstum der entwickelten Länder ist niedrig, und die Überalterung nimmt weitherum zu.

— Notwendige politische Reformen und Anpassungen verkrusteter Strukturen bleiben aus. Der ausufernde Wohlfahrtsstaat und überhöhte Gesamtverschuldungen verhindern vielerorts eine Normalisierung der volkswirtschaftlichen Entwicklung.

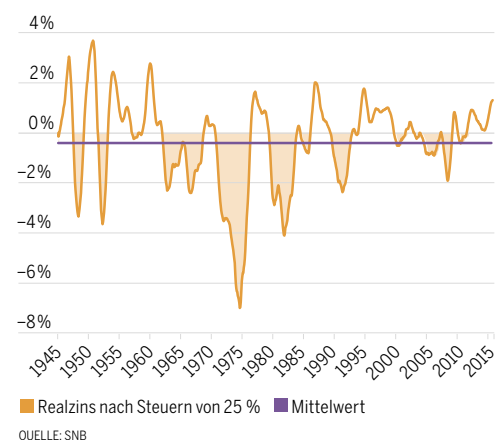
— Globale Überkapazitäten und der Konkurrenzdruck erschweren Preiserhöhungen.

Niedrige oder negative Zinsen sind also nicht vorwiegend das Ergebnis einer repressiven Zentralbank, sondern beruhen auf den gegenwärtigen Marktverhältnissen. Aus Sicht der Schweizer Sparer ist die 2015 erfolgte Aufhebung des Euro-Mindestkurses und die Erhaltung einer autonomen Währung, die als Hort der Stabilität wirken kann, klar zu begrüssen. Die gegenwärtigen Bedingungen mit nachsteuerlich attraktiven und im historischen Zusammenhang überdurchschnittlichen realen Renditen versprechen auch für die Zukunft ein ordentliches Anlageumfeld.

Fabian Zellweger ist Analyst «Industrie und Konsumgüter», David Bussmann Analyst «Zinsen und Anleihen» bei der Albin Kistler AG.

Realzins nach Steuern

Entwicklung von 1945 bis 2015, in Prozent





Endlich Sonne: Bundespräsident Van der Bellen und Norbert Hofer.

Essay

Europa war noch nie so weit weg

Von Thomas Glavinic — An Dummheit und Hass sind wir gewöhnt. Der Wahlkampf hat aber klargemacht, dass der schlimmste Feind der österreichischen Gesellschaft die Selbstgefälligkeit ist.

Der Montag war schön in Österreich. Aus drei Gründen. Erstens: endlich Sonne. Zweitens: der neue Bundespräsident, dem sein Amt aus vielerlei Gründen zu gönnen ist. Alexander Van der Bellen ist ein kluger, honoriger, charakterfester Mann, hat eine präsidiale Rede gehalten, wie man sie in Österreich ersehnt hat. Drittens: Das Wahltheater ist endlich vorbei.

Theater ist nicht der treffende Ausdruck. Theater hat Spielcharakter. Spiele gibt es in Österreich nicht mehr. Und das ist vermutlich

gut so. Viele Österreicher warten seit Jahren auf Ernst. Nicht auf blutigen Ernst, sie warten darauf, dass sie nicht mehr das Gefühl haben, Figuren in einem Spiel zu sein. Ob dieses Gefühl zutreffend ist oder nicht, spielt eigentlich keine Rolle, es ist das Grundgefühl unserer Gesellschaft, und ich glaube, dass dieses Grundgefühl nicht nur die Österreicher spüren.

Wir leben in einer Zeit, in der alle Sicherheiten zusammenzuberechnen scheinen. Europa war noch nie so weit weg von seinen Bürgern

und von seinen Idealen – falls es jemals welche gehabt hat. Die Politiker waren schon immer weit weg von ihren Bürgern, doch früher haben die Bürger noch an Autoritäten geglaubt oder sich zumindest nicht getraut gegen sie aufzubegehren. Die Österreicher bilden da keine Ausnahme. Österreicher fahren gern mehrgleisig, sie ziehen sich gern auf eine Position zurück, die ihnen eine Hintertür offenlässt. Österreicher mögen das Unverbindliche, sie mögen keine Verantwortung.

Wichtig ist es, gut zu sein

Was ja eigentlich eine gute Sache ist. Zumindest zeigt sich in den Wortmeldungen der Rechten und der Linken in den sozialen Medien, auf Facebook und Twitter, schon vor, aber auch jetzt nach der Wahl eines der bedeutendsten Probleme unserer Zeit: In Zeitungen wird Substanzlosigkeit gewöhnlich noch halbwegs ausgesiebt, im Internet hingegen



zu erhöhen und ihnen tagtäglich Verachtung entgegenzubringen, und die plumpen Rechten, deren Intelligenz nicht einmal für eine halbwegs verständliche Formulierung ihres Hasses taugt, sind das Grundübel der österreichischen Gesellschaft. Nichts ist ihnen heilig, vor nichts haben sie Respekt, sie verurteilen, sie verletzen, und sie sind zu dumm, um ihre Unbeirrbarkeit als Zeichen ihres Unverstands zu interpretieren.

Wir sind das gewohnt. Wir kennen die Wut der Rechten, den Zorn der vermeintlich Zukurzgekommenen. Aber bei dieser Wahl zwischen Alexander Van der Bellen von den Grünen und dem Kandidaten der rechts-populistischen FPÖ, Norbert Hofer, wurde endgültig klar, dass unsere Gesellschaft noch einen schlimmeren Feind hat als die angebliche rechtsradikale Gefahr. Es ist die Selbstgefälligkeit jener, die es haben richten können, die widerliche moralische Selbstüberhöhung von Menschen, die in guten Verhältnissen leben und es sich aufgrund dieses Vorteils leisten können, dem Rest der Bevölkerung in die Augen zu schauen und sie danach einzuteilen.

Denn ja, leider: Manche der linken Österreicher, jene Intellektuellen, deren Pflicht es wäre, für alle Menschen nach vorne zu denken, eine positive Zukunft aller Bürger im Auge zu haben, sind so infame Heuchler, sind so grässliche Vertreter ihrer persönlichen Interessen, dass man sich fragen muss, ob einem nicht der polternde Simmeringer Hauswart, der wenig Gutes über die Flüchtlinge spricht, nicht doch um einiges sympathischer ist.

Jene Wiener Linken, die sich besonders in ihrer Offenheit Flüchtlingen gegenüber hervortun, haben zu einem Gutteil nicht das geringste Interesse an den Menschen, die da kommen. Wichtig ist für sie, gut zu sein. Gut zu wirken. Neben den vielen uneigennützigem, selbstlos und aus wirklicher Mitmenschlichkeit helfenden Österreichern gibt es auch andere, solche, die alle paar Tage auf Facebook von ihren Erlebnissen mit dem Flüchtling berichten, den sie bei sich aufgenommen haben. Eigentlich: Respekt. Aber: Man wird das Gefühl nicht los, dass sich da der eine oder andere einen Ausländer hält, weil das Mode ist. Österreichs hartgesottene Rechte, die Angsthasen, die sich in Wahrheit vor allem vor sich selbst fürchten, und das mit Recht, gegen Österreichs hartgesottene Linke, die Bilderbuchmoralisten sind und ebenso widerlich wie sie. Sie sind nicht intelligenter, sie haben nur bessere Schulen besucht. Sie leisten keinen konstruktiven Beitrag zu einem Miteinander, sie mögen sich selbst zu Recht nicht besonders. Meinem Gefühl nach sind es sogar noch mehr Linke als Rechte, die, zumindest wenn sie ihren Fantasien freien Lauf liessen, zu drastischen Mitteln gegen ihre Opponenten greifen würden.

darf jeder Dummkopf seine hirnlose Eiferei in die Welt speien. Die Lautstärke ersetzt den Diskurs, die menschliche Niedertracht löst den Respekt ab, Selbstkritik sucht man vergeblich. Und das Schlimmste daran ist, dass sich die radikalen Hofer-Wähler im Charakter, im Denken, in ihrem Selbsthass und ihrer daraus resultierenden Verachtung für alles, was

Österreicher ziehen sich gern auf eine Position zurück, die ihnen eine Hintertür offenlässt.

fühlt und lebt und es womöglich besser haben könnte als sie, nicht im Mindesten von jenen unterscheiden auf der anderen Seite des Zauns, den sie errichtet haben. Beide, die von selbstbesoffener Moral erfüllten Linken, die nicht wissen, dass Linkssein niemals bedeuten kann, Menschen einfach abzuurteilen, sich über sie

Damit wir die intellektuelle Substanz dieses Landes veranschaulichen, möchte ich gern aus einem Interview mit einem bekannten österreichischen Publizisten zitieren, der auch bereits Romane geschrieben hat: Er meint wörtlich, Hofer sei ein Nazi, und wer ihn wähle, denke nun mal wie ein Nazi. Dass wir nach dieser Rechnung in Österreich 3,2 Millionen Menschen haben, die Gaskammer-Massenmord an Minderheiten gutheissen oder gar befördern würden, entgeht ihm leider. Willkommen in Österreich – hier gilt so jemand allen Ernstes als Intellektueller. So jemand ist entweder fanatisch-dumm oder

Wir kennen die Wut der Rechten, den Zorn der vermeintlich Zukurzgekommenen.

von furchtbarem Hass erfüllt. Nur fällt das niemandem auf. Es scheint zumindest so.

Der Anfang vom Ende?

Ich glaube ja, dass es in den österreichischen Feuilletons sehr wohl da und dort noch Menschen gibt, die sich um eine differenzierte Meinung bemühen, es jedoch nicht wagen, zu sagen oder zu schreiben, was sie denken, weil sie sonst massiv angefeindet und sofort ins rechte Lager gestellt werden. Etwas ist in diesem Wahlkampf deutlich geworden: Die ÖVP (seit dreissig (!) Jahren in der Regierung) sowie die SPÖ haben im ersten Wahlgang blamabel wenige Stimmen lukriert, nämlich zusammen 22 Prozent anstelle von über 90 noch vor dreissig Jahren, als der Aufstieg der FPÖ unter Jörg Haider begann. Es könnte der Anfang vom Ende der ehemaligen Grossparteien als Mittelparteien sein. Sie könnten jetzt sogar untergehen.

Die geschützte Normalität im Netz verdankt sich ihrer Anonymität. Menschen, die nicht wissen, wie es ist, uns ins Gesicht zu schauen, und die dieses Risiko auch nie eingehen würden, legen in sozialen Netzwerken eine Diktion an den Tag, die sie in der Realität nie wagen würden; Andersdenkende überziehen sie bestenfalls mit Vorwürfen, behandeln sie von vornherein wie Aussätzige, und von der verbalen Gewalt ist es oft nicht sehr weit bis zur physischen.

Das ist Österreich 2016. Es ging dem Land schon besser.

Thomas Glavinic, 44, ist österreichischer Schriftsteller aus Graz. Bereits in jungem Alter spielte er auf höchstem Niveau Schach und schaffte es an die Spitze der nationalen Rangliste. Seit 1998 schreibt er Romane. Für «Der Kameramörder» wurde er mit dem Friedrich-Glauser-Preis ausgezeichnet. Zahlreiche seiner Romane wurden für die Bühne adaptiert und verfilmt. Seine Werke wurden in zwanzig Sprachen übersetzt. Glavinic lebt in Wien und Rom.

Personenkontrolle

Della Valle, Sommaruga, Müller, Gattiker, Lauener, Berset, Aeschi, Hotz, Huber-Hotz, Werlen, Engeler, Simonazzi, Pardini, Thurnherr, Stalder

Nicoletta della Valle, karrierebewusste Chefin des Bundesamts für Polizei (Fedpol) im Departement von SP-Bundesrätin **Simonetta Sommaruga**, verblüfft wieder einmal alle – aber nicht im Kampf gegen Mafiabanden und Terroristen, sondern mit Personalentscheidungen. Sie will die gleiche Vizedirektorenstelle in ihrem Amt mit zwei Leuten besetzen: eine teure Premiere in der personell ohnehin schon aufgeblähten Bundesverwaltung. (*hmo*)

Der Aargauer FDP-Ständerat und ehemalige Parteipräsident **Philipp Müller** ist zurück auf der Strasse. Nach einem von ihm verursachten Unfall, bei dem er eine siebzehnjährige Frau schwer verletzt hatte, wurde ihm für mehrere Monate der Führerausweis entzogen. Müller hatte damals einen möglichen Sekundenschlaf in Folge einer Schlafstörung ins Spiel gebracht. Gilt die Krankheit jetzt als geheilt? Bis Redaktionsschluss gab Müller keine Antwort. Das Verfahren der Staatsanwaltschaft läuft noch. Müllers neuer Wagen ist wieder ein Mercedes-AMG, also ein besonders sportliches Modell. (*gut*)

Der Staatssekretär für Migration, **Mario Gattiker**, liess sich für die EU-Klausur des Bundesrates am Mittwoch vor einer Woche entschuldigen. Anstatt den Bundesrat in Bern über die Fortschritte der Verhandlungen mit der EU zur Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative zu informieren, verreiste der Migrationsexperte von Bundesrätin **Simonetta Sommaruga** (SP) mit dem Segen seiner Chefin in die laut offizieller Seite wohlverdienten Ferien. Ob mit oder ohne Chef: Die Pendenzen in Gattikers Migrationsamt wachsen. (*hmo*)

Peter Lauener, Informationsberater von Bundesrat **Alain Berset** (SP) und standfester Berner Sozialdemokrat, ist «erschüttert.» Am vergangenen Wochenende war er zur 100-Jahr-Feier der SP-Sektion Bümpliz eingeladen. Bümpliz ist ein mittelprächtiger Vorort der Stadt Bern und eine SVP-Hochburg. Aber nicht die SVP brachte den Parteifunktionär aus dem Konzept, sondern das Gründungsjahr der SP Bümpliz. Für das Hundertjährige beruft man sich auf das Gründungsjahr 1916. Beim Fünfzigjährigen hatte man sich hingegen auf



Nebulöse Vorwürfe: Thomas Aeschi.



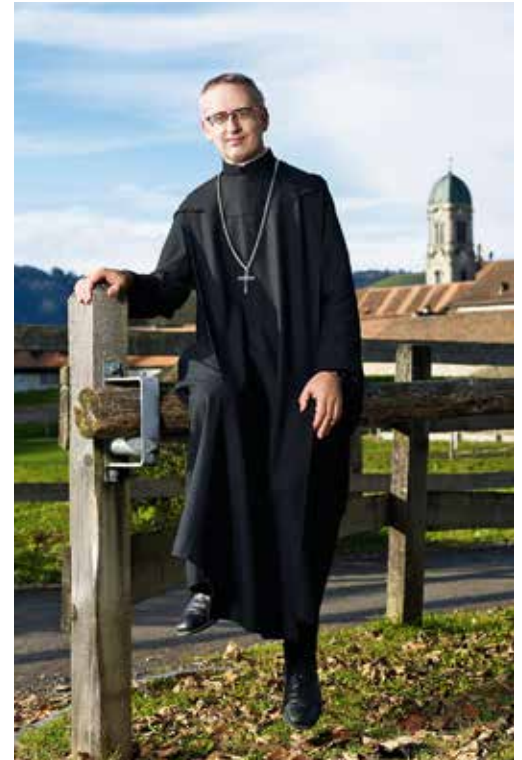
Die einfachere Lösung: Urs Paul Engeler.



«Ja ist das denn so schlimm?»: Sara Stalder.



Zurück auf der Strasse: Philipp Müller.



Ein Dankeschön, drei Gebete: Martin Werlen.

1912 bezogen. Das gab Lauener zu denken. Dabei müsste er Erfahrungen haben im Umgang mit solchen mathematischen Kopfnüssen. Sein Chef Alain Berset gibt nämlich bei der Unterscheidung zwischen effektivem und offiziellem Rentenalter noch grössere Rätsel auf. Für seine Altersreform stellt er auf andere Zahlen ab als das Bundesamt für Statistik. (*hmo*)

Ein Leserbrief von Nationalrat **Thomas Aeschi** (SVP) in der *Neuen Zuger Zeitung* versetzte den Gemeinderat von Baar unter Präsident **Andreas Hotz** in Wallung. Er reichte eine Strafanzeige gegen Unbekannt ein, wegen Verletzung des Amtsgeheimnisses. Aeschi hatte vertrauliche Pläne, in Baar ein Asylzentrum zu errichten, publik gemacht. Das betreffende Obermühle-Areal gehört der Familie von alt Bundeskanzlerin **Annemarie Huber-Hotz** (FDP). Für Aeschi kam die Angelegenheit zur Unzeit, kandidierte er doch gleichzeitig für den Bundesrat. Obwohl sich die Untersuchungen nicht gegen Aeschi selber richteten, bewirtschafteten manche Journalisten die Angelegenheit eifrig. Das SRF-Regionaljournal

schwadronierte nebulös, Aeschi sei in das Strafverfahren «involviert». «Aeschi spaltet Zug», meinte der *Tages-Anzeiger*. Die Tatsache, dass die Staatsanwaltschaft das Verfahren letzte Woche einstellte, war den betreffenden Blättern dann keine Zeile mehr wert. (*fsc*)

Der mediengewandteste Schweizer Geistliche gab sich naiv. «Erstaunlich», säuselte Mönch Martin, der frühere Einsiedler Abt **Martin Werlen**, auf Twitter: «8 Min. in aller Frühe im Berginnern abseits von der Öffentlichkeit ein Dankeschön und drei Gebete interessieren und bewegen». Er spöttelte damit über die Aufregung, die er selbst verursacht hatte, als er sich vom Bundesamt für Verkehr den Auftrag geben liess, den Gotthardtunnel zu segnen. Der Anlass findet zwar tatsächlich einige Stunden vor der Eröffnung nur mit Kameraleuten als Beobachtern statt, aber selbstverständlich suchte Mönch Martin die Öffentlichkeit dafür. Und diese regte sich mit guten Gründen darüber auf, dass ein Katholik, ein Rabbiner und ein (als Extremist verdächtigter) Imam den Tunnel segnen sollten. (*sär*)

Ausgerechnet der bedeutendste Bundeshausjournalist der letzten dreissig Jahre, **Urs Paul Engeler**, erhält keine Akkreditierung mehr. Er arbeitet zwar nach der Pensionierung weiter mit einem 50-Prozent-Pensum für die *Handelszeitung*; eine Verordnung fordert aber für den freien Zugang zum Bundeshaus eine Anstellung von 60 Prozent. Die Bundeskanzlei unter Vizekanzler **André Simonazzi** (SP) erneuerte darum zwar auch die Akkreditierungen von betagten Journalisten, die seit Jahren kaum mehr publizieren, verweigerte sie aber dem lästigen Kritiker. Engeler rief das Bundesverwaltungsgericht an. Dieses gibt jetzt der Bundeskanzlei recht, die sich stur auf ihre Verordnung beruft. Nationalrat **Corrado Pardini** (SP) sucht einen Ausweg, indem er mit einer Motion die Zulassung von Veteranen mit einem 20-Prozent-Pensum anregt. Die einfachere Lösung: eine Akkreditierung ehrenhalber – damit könnte der unbefangene Bundeskanzler **Walter Thurnherr** dem unwürdigen Schauspiel ein Ende setzen. (sär)

Wer die staatlich hochsubventionierte Stiftung für Konsumentenschutz (SKS) für die Anwältin starker und selbstbewusster Konsumenten hält, musste letzten Freitag ins Grübeln geraten. Und zwar äusserste sich SKS-Geschäftsführerin **Sara Stalder** auf einem Finanzmarkt-Podium in Luzern zum geplanten Finanzdienstleistungsgesetz Fidleg. Dieses ist mit der Sorge behaftet, dass kleinere Investoren unter einem Finanzkapital von 50000 Franken in Zukunft keine Anlageberatung mehr erhalten könnten. «Ja ist das denn so schlimm?», fragte Stalder rhetorisch. Merke: Die SKS steht für unmündige Konsumenten, sonst geht ihr die Arbeit aus. Immerhin liess Stalder durchblicken, dass ihre Organisation das Fidleg nicht vorbehaltlos unterstütze und sich alle Optionen offenhalte. (fsc)

Nachruf



Grenzenlose Achtung: Historiker Stern.

Fritz Stern (1926–2016) — Fritz Stern war der jüdische Deutschland-Historiker, den die Deutschen am meisten liebten. Warum, das zeigt sich in einer Legende, die er in seinem Buch «Five Germanys I Have Known» («Fünf Deutschland und ein Leben») erzählt. Der damalige französische General und spätere Staatspräsident Charles de Gaulle, so heisst es da, besucht im Winter 1944/45 das verwüstete Stalingrad, den Ort der schwersten deutschen Niederlage im Zweiten Weltkrieg. «Mein Gott, welch ein Volk», murmelt er. «Die Russen?», fragt der russische Übersetzer. – «Nein, die Deutschen.»

Der de Gaulle dieser Legende und Fritz Stern haben eines gemein: Beide vermochten selbst in den grössten Verbrechen der Deutschen auch Grösse zu erkennen. Sie sahen Deutschlands Kraft und Kreativität selbst da, wo die Deutschen ihre Gaben zur Zerstörung ihrer selbst und anderer verwendeten.

Stern, geboren 1926 in Breslau, entstammte einer zum Protestantismus konvertierten jüdischen Intellektuellenfamilie. 1938 floh sie vor den Nazis nach Amerika, wo Stern zum Historiker mit weltweitem Renommee wurde.

Dass er, als vertriebener Jude, sich überwand, sein Lebenswerk den Deutschen zu widmen, um (auch) nach ihrer Grösse zu suchen, das brachte ihm grenzenlose Achtung in jenem Deutschland ein, das nach 1945 ein ganz anderes werden wollte.

Ein Grund seiner Glaubwürdigkeit war, dass er seine die eigene Erkenntnis leitenden Interessen stets hinterfragte. Es gebe nicht nur physische Interessen, sondern auch psychische, sagte er. Zu jenen Bedürfnissen der Deutschen gehörte wohl, Verzeihung und Verständnis bei Juden zu finden. Stern gewährte ihnen das.

Oft mit Humor. Einer seiner Witze geht so: Ein Nazi-Funktionär besucht die Schweizer Regierung in Bern und wundert sich, dass es da ein Marineministerium gibt. «Sie haben doch gar keine Marine!» Darauf der Schweizer: «Sie haben in Berlin doch auch ein Justizministerium.» Damals brauchte man politische Witze, um seelisch zu überleben, meinte Stern.

Fritz Stern verstarb am 18. Mai im Alter von neunzig Jahren. *Boris Kálnoky*

Unter die Lupe genommen:

Ihr Spezialist für die ISDN Umstellung auf VoIP.

Ob Selbstständige, Klein- oder Grossunternehmen – bei UPC Business hat jeder seine persönliche Ansprechperson.

Egal ob Sie Fragen zur bevorstehenden Abschaltung der analogen Telefonie, Internetversicherungen oder zum Betrieb Ihres Netzwerks haben – wir liefern die Antwort.

Jörg Bottlang

Senior
Key Account
Manager

Rufen Sie an und erfahren Sie mehr.

Jörg Bottlang | Tel.: 044 578 78 78 | business.upc.ch
Corporate Network · Internet · Phone · TV



upc
business



Faulheit lohnt sich

Von Beat Gygi — Die Kosten für Pflege, Alter, Bildung und Sozialhilfe drohen ausser Kontrolle zu geraten. Es wollen zu viele vom grosszügig gespannten Auffangnetz profitieren.

«Die Sozialkosten werden zur Zeitbombe.» Mit diesen Worten hat Finanzminister Ueli Maurer im Interview mit der *Weltwoche* kürzlich davor gewarnt, dass die Staatsfinanzen ausser Kontrolle geraten werden, wenn die öffentlichen Ausgaben weiterlaufen wie bis anhin. Praktisch gleichzeitig hat das Finanzdepartement die «Langfristperspektiven der öffentlichen Finanzen in der Schweiz 2016» veröffentlicht und damit klarzumachen versucht, dass es beim Geldverteilen mit der Gemütlichkeit vorbei sei. Der Bericht ist ein Alarmruf, der vor allem den Sozial- und Finanzpolitikern von Kantonen und Gemeinden den Schlaf rauben wird.

Welche Belastungen auf Kantone und Gemeinden zukommen, ist in der ersten Grafik rechts oben dargestellt. Würde man die heutige Sozialpolitik unverändert fortsetzen und auf der Finanzierungsseite nichts unternehmen, stiege die Verschuldung der öffentlichen Hand stark. Die rote Kurve zeigt dies für den gesamten Staat: Die Schulden würden von heute rund 35 Prozent des Bruttoinlandprodukts bis im Jahr 2035 auf 50 Prozent und bis 2045 auf 60 Prozent steigen. Ungemütlich wird es vor allem für die Kantone und Gemeinden.

Hemmungslose Maximierung

Mit andern Worten: Bildung und das Netz der sozialen Absicherung für Alter, Krankheit, Langzeitpflege und jenes für Sozialhilfe werden immer teurer – und wenn die Politiker nicht in die Schuldenwirtschaft abgleiten wollen, müssen sie gewisse Leute aus dem Netz werfen oder mit höheren Beiträgen und Steuern die Finanzierungslücken schliessen. Das Problem ist, dass das Netz so bequem ist, dass viele lieber darin bleiben, statt auf eigenen Beinen zu stehen. Lange nicht alle denken so wie jener Altersheimkoch, der mit zwei Jobs auf einen Netto-Monatslohn von rund 5300 Franken kommt – seine Frau verdient 300 Franken – und der sich aber nicht ins Sozialnetz legt, obwohl seine Familie da vom Staat wohl über 11 000 Franken pro Jahr mehr erhielte.

In den Gemeinden spürt man die zunehmenden Lasten schon deutlich. Gemeinde-Finanzchefs müssen immer häufiger Rechnungen mit roten Zahlen zeigen. Die Sozialkosten bringen sie ins Schwitzen, am stärksten steigen die Kosten für Pflege und Alter, die Ergänzungsleistungen zu AHV und IV schnellen nach oben – aber noch brisanter sind oft die Sozialhilfekosten, weil spektakuläre Fälle von

hemmungsloser bis krimineller Maximierung der Bezüge immer wieder für Unverständnis und Unmut unter den Bürger sorgen.

Die Sozialhilfe ist in den vergangenen zehn Jahren etwa im gleichen Rhythmus gewachsen wie die Wirtschaft. Sie soll all jene stützen, die aus der Arbeitslosen- oder Invalidenversicherung fallen, aber sie geht zunehmend über die reine Existenzsicherung hinaus. Die zweite Grafik zeigt, dass die Anzahl Empfänger von Sozialhilfe in der Schweiz zwischen 2005 und 2014 von gut 237 000 auf 262 000 Personen gestiegen ist. Das verteilte Jahresvolumen macht gut 2,5 Milliarden Franken aus. 2008 schwenkten die Sozialhilfefzahlen auf eine Art Wachstumspfad ein und legten seit da um gut 18 Prozent zu. Da es in dieser Zeit auch eine starke

Die Sozialhilfe ist etwa im gleichen Rhythmus gewachsen wie die Wirtschaft.

Zuwanderung aus dem Ausland gab, blieb die Sozialhilfequote, also das Verhältnis Sozialhilfeempfänger pro 100 Einwohner, konstant bei 3,2 Prozent. Diese Quoten sind von Kanton zu Kanton unterschiedlich. Neuenburg kommt auf über 7 Prozent, Basel-Stadt, Genf und Waadt liegen etwas darunter, und die niedrigsten Sozialhilfequoten haben Graubünden, die Innerschweiz und Appenzell Innerrhoden bei etwa 1,5 Prozent.

Besondere Risikogruppen

Das ganze System ist in Ausdehnung. Das Bundesamt für Statistik schreibt im jüngsten Sozialhilfebericht, dass der Anteil der Bevölkerung, der ganz oder teilweise von der Sozialhilfe abhängig sei, seit Jahren langsam, aber kontinuierlich steigt. Nur in Perioden mit starkem Wirtschaftswachstum gehe die «Sozialhilfebetroffenheit» etwas zurück. Die Statistiker schreiben: «Offenbar gelingt den Sozialhilfebezüger die Reintegration in den Arbeitsmarkt und die wirtschaftliche Selbstständigkeit selbst dann nur ungenügend, wenn aufgrund des Wirtschaftswachstums vermehrt Arbeitskräfte benötigt werden.» Niedrigqualifizierte Personen fänden meist lange Zeit nicht ins Erwerbsleben zurück und trügen zur Bildung eines Sockels von Sozialhilfeabhängigen bei.

Als besondere Risikogruppen gelten verschiedene Frauen, Alleinerziehende, ungenü-

gend Ausgebildete und Ausländer. Unter den Schweizern leben gut 2 Prozent, unter den Ausländern etwas mehr als 6 Prozent von Sozialhilfe. Die dritte Grafik zeigt, dass die Zuwanderer je nach Nationalität ganz unterschiedlich anfällig dafür sind, Sozialhilfefälle zu werden. Die rote Kurve zeigt, dass afrikanische Länder, aus denen viele der in die Schweiz gekommenen Flüchtlinge stammen, als Problemländer anzusehen sind. Die Gruppe der «Sozialhilfekandidaten» erfährt also gegenwärtig eine rege Zuwanderung.

Und die Flüchtlinge?

Jedenfalls ist nicht zu erwarten, dass die Migranten – wie von einigen Experten erhofft – zu einer Verjüngung der hiesigen Erwerbsbevölkerung beitragen. Die Wahrscheinlichkeit, dass sie in die Sozialhilfe gelangen, ist viel grösser, als dass sie eine Beschäftigung annehmen. Michael Siegenthaler von der Konjunkturforschungsstelle (KOF) der ETH Zürich hat kürzlich darauf hingewiesen, dass die angekommenen Flüchtlinge, oberflächlich betrachtet, eigentlich gute Voraussetzungen für einen Arbeitsplatz mitbringen: 60 Prozent von ihnen sind unter dreissig, zwei Drittel im erwerbsfähigen Alter (18 bis 65 Jahre), drei Viertel Männer. Aber die Erfahrungen zeigen, dass unter den vorläufig Aufgenommenen fünf Jahre nach deren Einreise nur 17 Prozent eine Stelle haben. Bei den anerkannten Flüchtlingen sind es 33 Prozent, was bedeutet, dass zwei Drittel fünf Jahre nach der Ankunft vom Staat getragen werden.

Ganz einfach ist der Zugang zum Arbeitsmarkt natürlich nicht. Wer die Sprache nicht kann, hat nur halb so grosse Chancen auf einen Job wie Flüchtlinge, die Deutsch oder Französisch gelernt haben. Seltsamerweise achten die Behörden offenbar nicht darauf, französischsprachige Flüchtlinge der Westschweiz zuzuteilen. Hinzu kommt bei vorläufig Aufgenommenen die Ungewissheit, dass sie allenfalls zurückgeschafft werden könnten. Allerdings ist im Auge zu behalten, dass rund 90 Prozent der vorläufig Aufgenommenen ohnehin in der Schweiz bleiben. Ganz gering ist die Erwerbsquote bei den Asylsuchenden (2 Prozent).

Siegenthaler hat für einen hypothetischen Fall durchgerechnet, welche Beschäftigungswirkung von einer Zuwanderung von 100 000 Asylsuchenden im Jahr 2016 erwartet werden könnte. Bei einer Anerkennungsquote von 25 Prozent (wie 2015), einer Quote der vorläu-



Es fällt nicht leicht, in die raue Arbeitswelt zu gehen.

fig Aufgenommenen von 30 Prozent und den bisher beobachteten Wahrscheinlichkeiten einer Arbeitsaufnahme sowie ohne Familiennachzug hätte man in fünf Jahren aus dieser Gruppe insgesamt gut 10 000 Erwerbstätige zu erwarten.

5000-Franken-Salär ist zu klein

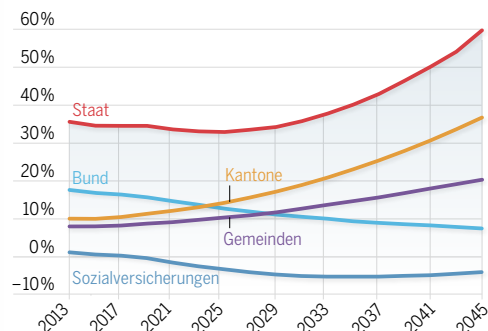
Ein Zehntel würde es also in den Arbeitsmarkt schaffen, und vier Zehntel würden von der Sozialhilfe leben – sofern die anderen fünf Zehntel der Abgewiesenen tatsächlich die Schweiz verlassen würden. Die Mehrkosten des Nicht-

arbeitens werden zurückhaltend auf 35 000 Franken pro Person und Jahr geschätzt.

Kann man denn die Wahrscheinlichkeit, dass Asylanten in den Arbeitsmarkt gelangen, nicht erhöhen? Es gibt ja zahlreiche Massnahmen zur Erleichterung der Integration. Die diesbezüglich höchste Hürde besteht aber in den Anreizen der Sozialhilfe. Es fällt nicht leicht, in die raue Arbeitswelt zu gehen, weil man «draussen» oft sogar weniger verdient als in der staatlichen Stube. Ein weiteres Beispiel aus der Praxis veranschaulicht das. Ein Gewerbetreibender hat beim Sozialamt ange-

Öffentliche Hand unter Kostendruck

Schuldenquote nach Staatsebene, in Prozent des Bruttoinlandproduktes (BIP), 2013-2045

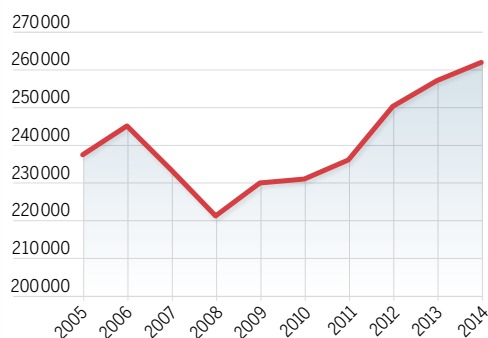


QUELLE: EFD

Hohe Belastung für Gemeinden und Kantone.

Stufenweise nach oben

Anzahl Sozialhilfebezüger in der Schweiz, 2005–2014

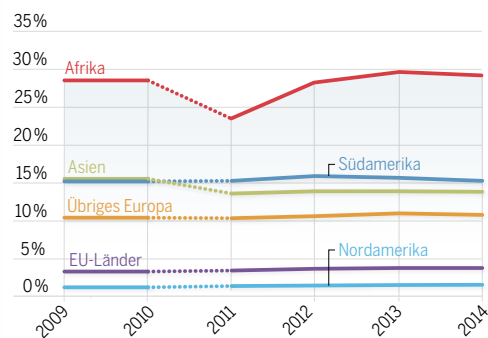


QUELLE: BFS, ESPO, STATPO

Eine Art Wachstumspfad.

Schwierige Integration

Sozialhilfequote der ausländischen Sozialhilfebezüger, nach Ländergruppen, 2009-2014



QUELLE: BFS, ESPO, STATPO

Rege Zuwanderung in den Sozialstaat.

fragt, ob es Sozialhilfebezüger gebe, die Interesse hätten an einer Stelle als Magaziner; er würde auch Ausbildung und längerfristige Perspektiven im Betrieb bieten. Ein gut dreissigjähriger Interessent wollte diese Chance wahrnehmen, merkte dann aber in den Gesprächen, dass er mit dem gebotenen Lohn von rund 5000 Franken monatlich viel schlechter fahren würde als mit der Sozialhilfe. Als Familienvater mit Frau und zwei Kindern kommt er gemäss den für die Sozialhilfe geltenden Richtlinien der Schweizerischen Konferenz für Sozialhilfe (Skos) in seiner Ge-

meinde alles in allem auf mehr als den gebotenen Lohn, und das erst noch steuerfrei. Unter einem Monatslohn von 6500 Franken zahlte es sich für ihn nicht aus, die Stelle anzunehmen, er schlug das Angebot aus.

Wie kommt das zustande? Die Richtlinien der Skos, einer vor allem aus Angehörigen der Sozialbranchen und öffentlichen Vertretern zusammengesetzten Kommission, legen Unterstützungsansätze fest, die in Kantonen und Gemeinden praktisch verbindlich sind. Für einen Einpersonenhaushalt gibt es zur Deckung des Grundbedarfs monatlich 986 Franken, bei zwei Personen 1509 Franken, bei zwei Personen und vier Kindern stehen knapp 2600 Franken pro Monat zur freien Verfügung. Alle Leistungen sind steuerfrei.

«Tickende Anstandsbombe»

Hinzu kommen die Übernahme der Miete, der Krankenversicherung, der AHV sowie eine Vielzahl sogenannter situationsbedingter Leistungen durch den Staat, beispielsweise krankheits- und behinderungsbedingte Ausgaben, Erwerbskosten und Auslagen für unbezahlte Arbeit, Kosten für Integration und Betreuung von Kindern und Jugendlichen, Kosten bei Wegzug aus der Gemeinde, Schule und Kurse, Urlaub/Erholung, einfache Grundausstattung mit Mobiliar, Besuchsrechtskosten. Es liegt im Ermessen der Sozialhilfefachleute, was gewährt werden soll. Diese verweisen auch darauf, dass die Arbeitslosen- und die Invalidenversicherung in den letzten Jahren strenger geworden seien und dass die Sozialhilfe auch deshalb mehr auffangen müsse.

Was ist nun eher typisch für die Schweiz? Der Koch, der zu einem Lohn unter dem Sozialhilfeniveau arbeitet, oder der Ungelernte, der wegen grosszügiger Sozialhilfe eine Stelle ablehnt? Jede Gemeinde hat eigene Vorgehensweisen, aber es gibt genug Einzelfälle, die darauf hindeuten, dass es ein Problem gibt. Ein Teil der Unterstützten nützt unter Mitwirkung der Fachleute die Sozialhilfe so aus, dass sie nicht mehr ein Auffangnetz, sondern eher eine Vorzugsausstattung darstellt.

Die St. Galler Ökonomeprofessorin Monika Bütler hat in diesem Zusammenhang den Begriff «tickende Anstandsbombe» ins Gespräch gebracht. Sie verweist darauf, dass die soziale Absicherung in der Schweiz grosszügig sei, sich aber nur finanzieren lasse, wenn die Leute Hemmungen hätten, den Sozialstaat maximal auszunützen. Sobald die Bezüger aufs Maximum gingen, sei das Gleichgewicht nicht mehr zu halten. Die Frage nach der Aggressivität der Leistungsempfänger stellt sich natürlich auch für Krankenversicherung, Altersvorsorge oder Pflege, aber in der Sozialhilfe wohl am dringendsten, weil mit der Zuwanderung ausländische Ansichten über die Rolle des Staates da am stärksten an Einfluss gewonnen haben. ○



Wer den Karren zieht.

Finanzen

Wohlstand auf dünnem Eis

Von Florian Schwab— Ein Prozent der Steuerzahler kommt für vierzig Prozent der direkten Bundessteuer auf. Bei den Firmen und bei den Vermögensteuern ist das Verhältnis noch extremer.

Gemessen mit allen verfügbaren Massstäben, ist die Schweiz ein sehr wohlhabendes Land. Ihre Einwohner erwirtschaften pro Kopf und Jahr das sechstöchste Bruttoinlandprodukt weltweit (ausgedrückt in US-Dollar). Dieser offensichtliche Wohlstand weckt allerhand sozialpolitische Begehrlichkeiten. Er wird sozusagen als gegeben vorausgesetzt. Doch woher kommt der Reichtum der Schweiz überhaupt? Wer erwirtschaftet diesen?

Ein guter Gradmesser für die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit einzelner Gruppen ist die von ihnen zu tragende Steuerlast. Sieht man sich die Bundesfinanzen an, so zeigt sich, dass heute 28 Prozent aller Steuerpflichtigen zu wenig verdienen, als dass sie die direkte Bundessteuer auf ihr Einkommen entrichten müssten (Grafik 1, oben rechts). Daten aus dem Kanton Zürich belegen, dass 10 Prozent der Steuerpflichtigen zudem auch keine kantonale Einkommenssteuer bezahlen.

Wie klein die Schicht ist, welche den Wohlstand in der Schweiz erwirtschaftet, lässt sich an der statistischen Verteilung der direkten Bundessteuer auf Einkommen der Privaten und auf Gewinne der Unternehmen ablesen. Beide Quellen tragen mit rund neun Milliarden Franken erheblich zu den Einnahmen des Bundes bei. Doch wer bezahlt wie viel bei den Bundessteuern? Unterteilt man die Steuerzah-

ler in Gruppen, beispielsweise nach Promille, Prozenten oder Dezilen (Gruppen mit jeweils 10 Prozent der Steuerzahler), und sortiert diese nach ihrem Steuerbetrag, dann ergibt sich folgendes Bild: Bei den Privaten (Grafik oben rechts) kommt das oberste Promille der Steuerpflichtigen für 16,45 Prozent der Steuereinnahmen auf, die nächsten 9 Promille für weitere 24,56 Prozent. Mit anderen Worten: Ein Prozent der Steuerzahler finanziert mehr als 40 Prozent des Steuerertrags. Bei den Unternehmen (mittlere Grafik links) ist die Verteilung noch extremer. Hier zahlt das oberste Promille, also wenige hundert Firmen, 54,98 Prozent der direkten Bundessteuer.

Die Hälfte zahlt keine Vermögensteuer

Wie ist die Lage bei den Vermögensteuern, die nicht beim Bund, sondern meistens bei den Kantonen und Gemeinden anfallen? Eine Auswertung im Kanton Zürich zeigt beispielhaft, dass 60,9 Prozent aller Steuerpflichtigen keine kantonalen Vermögensteuern zahlen. Der Löwenanteil der Abgabenlast konzentriert sich auch hier auf einen sehr kleinen Prozentsatz von Personen (mittlere Grafik rechts). Diejenigen im obersten Vermögensprozent zahlen zusammen 278 Millionen Franken an Vermögensteuern. Bei den folgenden vier Vermögensprozenten summiert

sich die Vermögenssteuer noch auf 95 Millionen Franken, und der ganze Rest bezahlt so gut wie nichts.

Dies bedeutet nicht, dass im Mittelstand und bei Geringverdienern keine Steuern anfallen. Ökonomen des Think-Tanks Avenir Suisse haben analysiert, wie hoch der Durchschnittssteuersatz für die verschiedenen Einkommensklassen ist (Tabelle unten). Das Ergebnis: Wenn man zu den 20 Prozent mit den höchsten Einkommen gehört, dann wird das Einkommen durchschnittlich mit 48 Prozent besteuert. Bei den untersten zwanzig Prozent sind es 36,8 Prozent. Das mag zwar für einkommenschwächere Haushalte mehr ins Gewicht fallen, allerdings werden hier die eingezahlten Steuern durch Sozialtransfers teilweise wieder ausbezahlt. Die Analysen von Avenir Suisse zeigen, dass sich bis weit in den Mittelstand die bezahlten Steuern und die erhaltenen Sozialtransfers so ziemlich die Waage halten – Prämienverbilligungen der Krankenkasse und Subventionen für Kinderkrippen haben daran einen erheblichen Anteil. Es sind also tatsächlich nur relativ wenige, die netto mehr einbezahlen als sie herausbekommen.

Steuersätze bis zu 57,6 Prozent

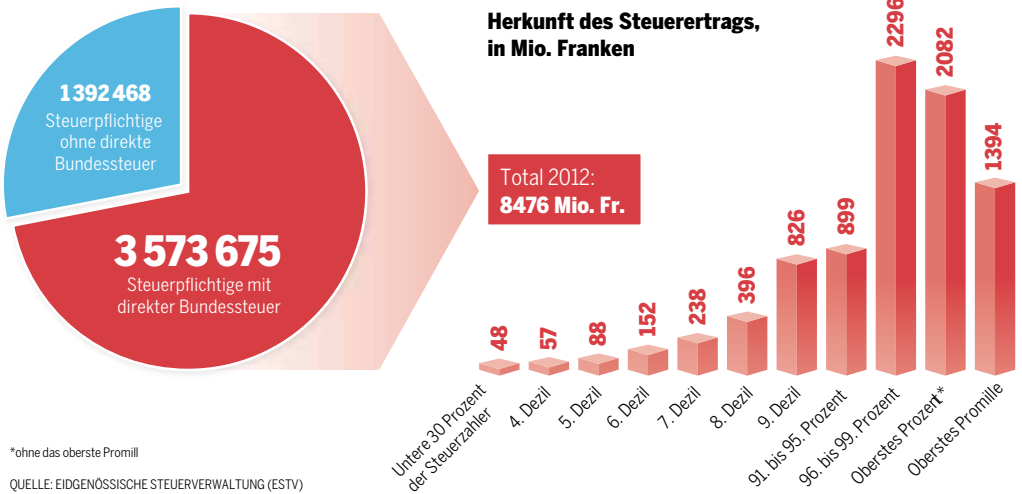
Wie weit die Zitrone bereits ausgepresst ist, zeigt sich auch beim Grenzsteuersatz. Dieser zeigt an, wie gross der Anreiz ist, ein höheres Einkommen als das derzeitige zu erzielen. Beträgt der Grenzsteuersatz, wie bei den untersten zwanzig Einkommensprozenten, 36,8 Prozent, so wird ein zusätzlich verdienter Franken mit 36,8 Rappen besteuert. Beträgt er aber, wie bei den obersten zwanzig Prozent, 57,6 Prozent, so wird ein zusätzlich eingenommener Franken mit 57,6 Rappen besteuert. Eine noch stärkere Besteuerung der Leistungsträger, beispielsweise für ein bedingungsloses Grundeinkommen, würde den Grenzsteuersatz noch weiter nach oben treiben und damit die Arbeitsanreize bei denjenigen zerstören, auf die es besonders ankommt.

Als gedankliches Gegenexperiment: Was würde passieren, wenn die einkommenstärksten 10 Prozent der natürlichen und juristischen Personen zum Schluss kämen, dass sie den Karren nicht länger ziehen möchten? Die Auswirkungen in Zahlen: Auf Stufe Bund wären 6,67 von 8,48 Milliarden Franken an Einkommenssteuern auf einen Schlag dahin. Die Gewinnsteuer würde von 8,43 Milliarden Franken auf 269 Millionen Franken dezimiert. Im Kanton Zürich würde die Vermögenssteuer von 443 Millionen Franken auf 34 Millionen Franken einbrechen. Der Ertrag aus der kantonalen Einkommenssteuer ginge von 3,08 Milliarden Franken auf 1,43 Milliarden Franken zurück.

Ohne ihre obersten 10 Prozent wäre die Schweiz buchstäblich arm dran. ○

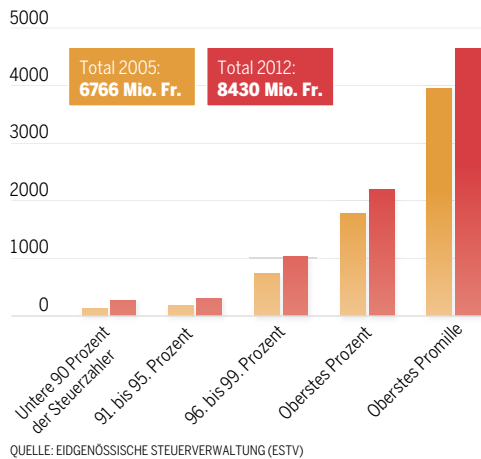
Direkte Bundessteuer natürlicher Personen

Anzahl Steuerpflichtige und effektiver Ertrag (2012)



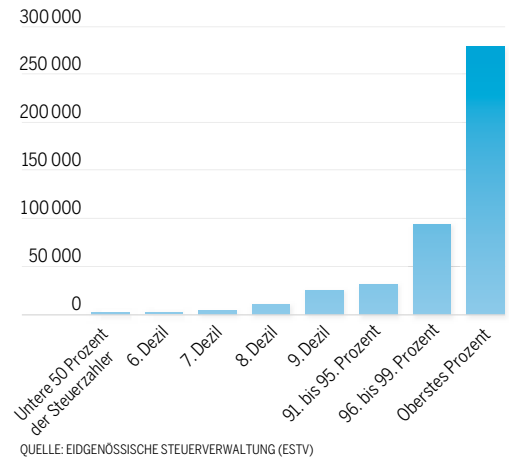
Direkte Bundessteuer bei juristischen Personen 2005 2012

Effektiver Steuerertrag (2012), in Mio. Franken



Vermögenssteuer natürlicher Personen im Kanton Zürich

Effektiver Steuerertrag (2012), in tausend Franken



Steuerbelastung nach Einkommensklasse

Die untersten 20 Prozent aller Haushalte liefern 38,6 Prozent ihres Bruttoeinkommens an den Staat und die Sozialversicherungen ab. Bei den obersten 20 Prozent beträgt dieser Wert 48 Prozent.

Anteile am Bruttoeinkommen	Einkommensklassen					
	Durchschnitt	unterste 20%	unterste 20–40%	unterste 40–60%	unterste 60–80%	oberste 20%
Sozialversicherungsbeiträge Arbeitnehmern	8,9%	3,1%	7,0%	8,5%	9,6%	10,2%
Sozialversicherungsbeiträge Arbeitgeber	8,9%	3,1%	7,0%	8,5%	9,6%	10,2%
Krankenkassenprämien (inkl. Prämienverbilligung)	4,2%	4,7%	5,4%	5,1%	4,7%	3,1%
Direkte Steuern	11,1%	10,5%	9,9%	9,6%	9,5%	13,2%
Mehrwertssteuer	3,2%	4,7%	3,7%	3,3%	3,1%	2,9%
Übrige indirekte Steuern	1,9%	3,3%	2,7%	2,2%	2,0%	1,4%
Kapitalsteuern	5,3%	7,4%	5,2%	3,5%	3,2%	6,9%
Durchschnittssteuersatz	43,6%	36,8%	40,8%	40,9%	41,7%	48,0%
Grenzsteuersatz		36,8%	45,2%	41,2%	43,9%	57,6%

QUELLE: AVENIR SUISSE

Die oberen Einkommen finanzieren den Staat.

Sehnsucht nach dem grossen Ja

Von Maurus Federspiel — Ich bin faul und in bürgerlicher Hinsicht nur mässig ehrgeizig. Darum lehne ich die Idee des bedingungslosen Grundeinkommens ab.

Eigentlich hätte ich mich immer am liebsten ganz meinen zerstreuten schöngestigen Hobbys hingegeben, aber meine oft prekäre finanzielle Lage zwang mich wie jeden andern zum profanen Gelderwerb. Also ging ich kellnern, war Bankangestellter und Bauhandlanger, habe als Zügelmann und Nachtwächter und Sekretär und manches andere gearbeitet. Jeder dieser Jobs, die ich aus Not angetreten hatte, bot mir einen kleinen Einblick in eine davor unbekannte Lebenswelt mit ihren je eigenen Gesetzen und Regeln, bei jeder Arbeit machte ich erstaunlich bereichernde und bereichernd ernüchternde Erfahrungen, durch jede Anstellung taten sich neue Beziehungsfäden auf (mit Freundschaften, die zum Teil bis heute halten).

Vieles von dem, worüber ich heute als bescheidenen kreativen Schatz und als seelisches Kapital verfüge, verdanke ich dem Zwang, den Lebensunterhalt verdienen zu müssen – ja, Teile meines Schicksals haben sich daraus entwickelt, kein besonders wohlgestalteter oder gar äusserlich beeindruckender Lebensentwurf zwar, aber eine fruchtbare Serie von Unwägbarkeiten und Zufällen und Umwegen.

Wenn nun der ehemalige Bundesratsprecher Oswald Sigg erklärt: «Ohne das Grundeinkommen liegen Fantasie und die Innovationsfähigkeit brach», so steht diese Behauptung nicht nur im Widerspruch zu meinen Beobachtungen, sondern vor allem auch zu meinen eigenen Erfahrungen. Ich glaube nicht, dass ich mit diesen Erfahrungen allein bin. Ich kann keinen Gefallen finden an der Vision einer «neuen Schweiz», wie sie die Initianten des bedingungslosen Grundeinkommens skizzieren. Mir scheint, bei allen edlen Absichten, die sie bewegen mögen, steckt in der Tiefe ihres Projekts ein verborgener Angriff auf das Schicksal.

Der Staat als Gottesersatz

Es ist in der Schweiz heute schon schwierig, durch die Maschen des Sozialsystems zu fallen. Was den Initianten aber vorschwebt, ist eine staatlich garantierte Existenzsicherung, von der «sich bescheiden, aber in Würde leben lässt, falls man keiner zusätzlichen Erwerbsarbeit nachgeht», und ohne den «psychologischen Schaden, der durch Erwerbseinkommenslosigkeit entstehen kann» – das Grundeinkommen soll befreit sein von jeder Stigmatisierung, also eben: bedingungslos.

«Bedingungslos»: Diesem schönen Wiewort begegnen wir ausserhalb der Initiative vor allem in der Wortverbindung «bedingungslose Liebe». Die sprachliche Parallele mag unbeabsichtigt sein, zufällig ist sie nicht.

Spenderin der bedingungslosen Liebe ist zunächst einmal die Mutter, Empfänger das Kind. Als Kleinkind erleben wir diese Liebe als



Spenderin der bedingungslosen Liebe.

körperliche und seelische Totalumsorgung: Nahrung, Kleidung, ein Dach über dem Kopf – alles ist gegeben, wir sind sicher.

Das Leben wird gefährlicher beim Erwachsenwerden, und die Bekanntheit mit den Härten des Lebens ist in vielerlei Hinsicht eine unliebsame – aber die vielfältigen Gefährdungen und Abgründe sind doch nichts anderes als die dunklen Begleiter der Freiheit, aus der wir erst zur Reife (und vielleicht sogar zur Grösse) finden können.

Sich aus dieser Freiheit (deren Risiken in der Schweiz kaum unzumutbar zu nennen sind) zurück in die Sicherheit eines vom Staat garantierten grossen Ja zu sehnen, das dem mütterlichen Ja so sehr ähnelt, ist ein Wunsch, den man

in der Sprache der Psychologie wohl «regressiv» nennt.

Die Theologin Ina Praetorius, eine Co-Initiantin, stellt allerdings eine noch erhabener Analogie her: «Gott liebt die Menschen, weil sie da sind, und nicht, weil sie etwas leisten.» Die «bedingungslose Liebe Gottes zu allen Menschen» müsse auch «politisch-ökonomisch» vertreten werden, die Kirchen müssten deshalb die «bedingungslose Existenzsicherung für alle» befürworten. Vielleicht hat es der vormalige Joseph Kardinal Ratzinger und spätere Papst verdient, hier zitiert zu werden: «Der Staat hat nicht die Aufgabe, die Welt in ein Paradies zu verwandeln, und er kann es auch nicht; wenn er es dennoch versucht, setzt er sich absolut und verlässt dann seine Grenzen. Er benimmt sich dann, als ob er Gott wäre.» Der Staat als säkularer Gott – warum irritiert uns diese Vorstellung? Natürlich ahnen wir schlicht: «Wer zahlt, befiehlt.» Und vielleicht schrecken wir zurück vor einem Abgott, vor dem wir eben nicht Person sind, sondern nur Verwaltungsakt – und verspüren dabei ein ganz unzeitgemässes Unbehagen angesichts der Versprechung eines irdischen Paradieses, das nur ein falsches sein kann. Dieser Versprechung sollten wir widerstehen.

Von unten statt von oben

Entspricht die Unreife der Sehnsucht nach dem grossen Ja durch einen Mutter- oder Gottesersatz vielleicht einem unausgereiften Projekt selbst, das «von oben» implementieren will, was eher «von unten» entstehen sollte – nämlich aus individuell erwachter Mitsorge der Bürger? Erfreulich wäre doch gerade eine Gegenbewegung zur rasant voranschreitenden Technokratisierung in Staat und Wirtschaftsleben. Hier im Bewusstsein wechselweiser Abhängigkeit eine Kultur der Nächstenliebe zu pflegen, in der die fürsorgliche (und tatkräftige) Anteilnahme am Nächsten die unterschwellige Drohung des möglichen sozialen Abstiegs abmildert, ist zwar ein weniger aufsehenerregendes Projekt, aber doch eines, das genau jene echte menschliche Wärme, die der Gesetzesvorschlag zwar suggestiv anklingen lässt, doch nie erzeugen könnte.

Maurus Federspiel ist Schriftsteller. Zuletzt erschien von ihm der Roman «Feind» (Van Eck Verlag).

«2500 Franken sind ziemlich viel»

Von Wolfgang Koydl und Samuel Trümpi (Bild) — Martin Ford gilt als Vordenker des bedingungslosen Grundeinkommens. Den Schweizer Vorschlag hält der amerikanische Ökonom freilich für zu grosszügig.

Der Blick von der Hochschule St. Gallen hinunter in die Stadt ist eine Augenweide. Doch heute verstellen Regenschleier die Aussicht. Schade für Martin Ford, der für das St.-Gallen-Symposium zum ersten Mal in die Schweiz gekommen ist. Aber er lobt das Land, zumal wegen der Initiative für ein bedingungsloses Grundeinkommen. Der amerikanische Ökonom und Software-Unternehmer hat als Erster darauf hingewiesen, dass es eine solche Pauschalentlohnung über kurz oder lang geben müsse – aus marktwirtschaftlichen Gründen. In seinem Bestseller «Rise of the Robots: Technology and the Threat of a Jobless Future» legt er dar, dass Automatisierung, Roboter und künstliche Intelligenz bald Millionen Jobs überflüssig machen werden. Wenn man kein grosses Lumpenproletariat haben wolle, müsse man gegensteuern.

Herr Ford, eigentlich beschreiben Sie ja eine schöne neue Welt der Musse: Roboter erledigen unsere Arbeit. Wunderbar.

Das würden wir uns wünschen. Aber wenn wir uns nicht an diese Zukunft anpassen, sieht es schlimm aus. Dann könnten viele Menschen ihren Lebensunterhalt nicht mehr verdienen, weil sie keine Arbeit mehr haben. **Aber ist es nicht gut, wenn monotone oder gefährliche Jobs nicht mehr von Menschen gemacht werden müssen?**

Es ist unvermeidlich, dass Roboter immer mehr Jobs übernehmen, aber eben nicht nur diejenigen, die keiner will, sondern auch andere.

Welche wären denn das?

Ihrer zum Beispiel: den des Journalisten. Es gibt schon heute Algorithmen, die Nachrichten schreiben. Im Moment ist das noch sehr einfach, aber es wird immer besser. Anwälte sind ein anderes Beispiel.

Anwälte?

In der Justiz gibt es viele Routinearbeiten. Etwa wenn Anwälte Unterlagen auswerten. Das hat früher enorm viel Zeit gekostet.

Aber sind nicht immer Berufe verschwunden und durch neue Tätigkeiten ersetzt worden?

Das stimmt. Aber heute ersetzt der Algorithmus nicht die Muskeln, sondern das Gehirn. Es werden immer weniger Leute übrigbleiben, die nicht ersetzt werden können.

Und die Masse hat nichts mehr zu tun?

Die meisten Menschen hatten schon immer eher durchschnittliche Fähigkeiten und



«Ich bin eher Kapitalist»: Wissenschaftler Ford.

verrichteten einfache, repetitive Arbeiten. Irgendwann haben wir ein Lumpenproletariat arbeitsloser und nicht mehr vermittelbarer Menschen.

Was bedeutet das für eine Wirtschaft? Sie beruht doch darauf, dass man Geld verdient, mit dem man Waren kauft, die ein anderer hergestellt hat?

Wir laufen Gefahr, dass die Verbrauchernachfrage ständig sinkt. Gibt es keine Nachfrage, kürzt die Industrie weiter die Kosten und setzt noch mehr Arbeiter auf die Strasse. Es entsteht eine deflationäre Abwärtsspirale.

Ihre Lösung ist die Zahlung eines Grundeinkommens an jeden Bürger.

Das würde es jedem erlauben, wirtschaftlich zu überleben. Ausserdem erhält der Verbraucher damit Kaufkraft, mit der er die Wirtschaft ankurbeln kann.

Wie soll so ein Projekt finanziert werden? Roboter werden ja kaum Steuern zahlen.

Man würde andere Steuern brauchen, eher auf Vermögen als auf Einkommen. Oder eine höhere Mehrwertsteuer, eine Umweltsteuer. Das müsste jedes Land verschieden regeln. Geld könnte auch von Zentralbanken geschaffen werden, als Helikoptergeld.

An welche Summe denken Sie? Existenzminimum? Oder ein Gehalt, mit dem man menschenwürdig leben kann?

Es wäre vernünftig, auf einem niedrigen Niveau zu beginnen, sagen wir: mit 1000 Euro im Monat. 2500 Franken, wie es die Schweizer Initiative vorschlägt, sind schon ziemlich viel. Das Gehalt darf nicht so grosszügig sein, dass man den Anreiz zum Arbeiten verliert.

Sie klingen wie ein Sozialist.

Ich bin eher Kapitalist. Ein bedingungsloses Grundeinkommen ist keine sozialistische Idee. Es ist eine marktorientierte Methode, um ein Sicherheitsnetz zu schaffen. Man gibt den Menschen Geld, damit sie es in die Wirtschaft einspeisen. Im Sozialismus übernimmt der Staat alle Aufgaben, um mit zentraler Planung, Verstaatlichungen und so weiter Arbeitsplätze zu schaffen.

Aber würde bei einem Grundeinkommen nicht der Anreiz wegfallen, selber etwas fürs eigene Fortkommen zu tun?

Nicht, wenn man auf tiefem Niveau beginnt. Das Geld soll nur zum Überleben reichen. Ausserdem sollte man Anreize schaffen, um die Lust an Bildung aufrechtzuerhalten. Wer eine Schule abschliesst, erhält mehr als Schulabbrecher. Noch etwas: Menschen riskieren mehr mit einem Sicherheitsnetz. Angenommen, Sie haben einen langweiligen, unerfreulichen Job – nur weil Sie Geld verdienen müssen. Mit einem Sicherheitsnetz überlegen Sie es sich eher, zu kündigen und entweder Ihr eigenes Geschäft aufzumachen oder woanders zu arbeiten.

Welchen Einfluss wird die Schweizer Abstimmung auf die Debatte über ein Grundeinkommen haben?

Man wird sie sehr aufmerksam verfolgen. Überhaupt hoffe ich, dass Europa eine Führungsrolle übernimmt. In den USA sind solche Themen schwierig. Das Problem ist, dass ein Grundeinkommen noch nie auf nationaler Ebene ausprobiert worden ist.

Nicht einmal die Urheber der Schweizer Initiative glauben an einen Erfolg. Wie erklären Sie sich den Widerstand gegen die Idee?

Vor allem in Ländern wie Deutschland und der Schweiz, wo Fleiss und harte Arbeit einen hohen Stellenwert haben, akzeptiert man den Gedanken nicht, dass jemand nichts tut und dafür Geld bekommt. Aber wenn die Leute erst einmal die technologischen Zusammenhänge verstehen, wird sich diese Haltung ändern. Was, wenn man fleissig arbeiten will, aber man keine Möglichkeit dazu hat? Vielleicht öffnen sich die Leute dann eher dieser Idee. ○

Stein vom Herzen

Von Henryk M. Broder —
Reaktionen auf die Wahl des
österreichischen Präsidenten.



Wieder einmal ist Europa knapp einer Katastrophe entkommen. Nicht der «Rechtspopulist» Norbert Hofer wurde zum Präsidenten der Kaiserschmarrn-Republik gewählt, sondern der Kandidat der Grünen, der bürgerlichen Mitte und der städtischen Intelligenz: der Ökonom Van der Bellen. Europa nahm den Vorgang zur Kenntnis, Deutschland erwachte wie aus einem Albtraum. Kaum waren am Wahltag die ersten Hochrechnungen bekannt geworden, die Hofer in Führung zeigten, twitterte die deutsche Grüne Jugend: «Österreich, was bist du für 1 Naziland?» Und: «Wir lassen uns Europa nicht von den Rechten wegnehmen!» Die wichtigste Regel aller politischen Diskurse – «Kein Generalverdacht! Keine kollektiven Herabsetzungen!» – hatte ihre Geltung verloren.

Und als dann das vorläufige Endergebnis feststand, erklärte der deutsche Bundespräsident Joachim Gauck, Van der Bellen sei «ein überzeugter Europäer». Aussenminister Frank-Walter Steinmeier sagte, ganz Europa falle «ein Stein vom Herzen». Die Fraktionsvorsitzende der Grünen im Bundestag, Göring-Eckardt, sprach von einem «Wahlkrimi mit Happy End für die Demokratie». Nur wenige Kommentatoren wiesen darauf hin, dass der Unterschied zwischen dem «good guy» und dem «bad guy» grade einmal 0,6 Prozentpunkte betrug. Gabor Steingart, Herausgeber des *Handelsblattes*, brachte die Situation auf den Punkt: «Die FPÖ wurde besiegt, aber nicht geschlagen. Österreich erlebt einen Moment der Ruhe, aber es ist die Ruhe vor dem Sturm.» Wie kann man sich die deutschen Reaktionen erklären?

Fühlen sich die Menschen im Altreich immer noch für die Politik in der Ostmark verantwortlich? Können sie den «Anschluss», der vor 78 Jahren stattfand, nicht vergessen? Nein, das ist es nicht. Es ist viel einfacher. Nach einem Sieg von Hofer wären die guten Deutschen genötigt gewesen, sich zu überlegen, ob sie noch Ferien am Wolfgangsee machen, Grünen Veltliner trinken und Manner-Waffeln bei Aldi kaufen können. Sie hätten sich ja irgendwie «verhalten» müssen. Nun aber können sie weitermachen wie bisher und sich dabei auf den Kampf gegen die «Islamophobie» im eigenen Land konzentrieren.

Lob des unteren Durchschnitts

Von Kurt Schiltknecht — Die Geldanlage in handverlesene Aktien sei zum Scheitern verurteilt, sagt die moderne Kapitalmarkttheorie. Dieses Missverständnis kommt uns teuer zu stehen.

Meine Eltern gaben mir als Kind den Rat: Schlag, immer zu versuchen, besser als der Durchschnitt zu sein. Das habe ich anfänglich vor allem im Sport getan. In einigen Sportarten ist es mir gelungen, doch im Fussball schaffte ich es nicht. Zwar wurde ich dank des Trainierens ein besserer Spieler. Weil es aber viele andere, talentiertere und Trainingsfleissige Spieler gab, die die durchschnittliche fussballerische Qualität laufend nach oben drückten, blieb ich immer unterdurchschnittlich. Mit dem Älterwerden begriff ich, dass es definitionsgemäss in jedem Team – und sei es noch so gut – immer unterdurchschnittlich gute Spieler gibt. Für den Erfolg einer Mannschaft ist es aber entscheidend, dass jeder zur Verbesserung der Durchschnittsqualität beiträgt.

In der Wirtschaft sind die Probleme ähnlich. Viele haben den Wunsch, überdurchschnittlich gut zu verdienen. Mit einer guten Aus- und Weiterbildung sowie durch einen grossen Einsatz am Arbeitsplatz wird dies angestrebt. Doch wie im Sport schaffen nicht alle dieses Ziel. Die Mehrheit wird immer ein unterdurchschnittliches Einkommen erhalten. Dennoch sind die Bemühungen nicht vergebens. Wenn jeder Einzelne seinen Stellenwert zu verbessern versucht, steigt die Qualität des Humankapitals und damit die Produktivität. Dies begünstigt das Wachstum des Volkswohlstands, und davon profitieren auch jene mit einem unterdurchschnittlichen Einkommen.

In der Vermögensverwaltung wird häufig eine andere These vertreten. Es mache, so wird argumentiert, keinen Sinn, mit einer aktiven Vermögensverwaltung einen überdurchschnittlichen Ertrag anzustreben. Niemand könne einen solchen Ertrag langfristig erwirtschaften. Diese These basiert auf der Theorie der effizienten Märkte. In ihrer einfachsten Form geht diese davon aus, dass die auf den Aktienmärkten verfügbaren Informationen von den Investoren richtig ausgewertet werden und ihren entsprechenden Niederschlag in den Aktienkursen finden. Somit würden die Kurse stets zu den «richtigen» tendieren. Es gebe keine systematisch über- oder unterbewerteten Aktien, deren Kursentwicklung mit einer aktiven Anlagestrategie gewinnbringend ausgenutzt werden könnte. Deshalb sei

eine auf die Aktien- oder Obligationenindizes ausgerichtete Anlagepolitik optimal.

Würden alle Investoren eine passive Strategie verfolgen, würde sich die Frage stellen, wer dafür besorgt ist, dass neue Informationen richtig in den Aktienkurs einfließen. Weil sich bei einer passiven Anlagepolitik die Aktionäre nicht mehr um ihre einzelnen Beteiligungen kümmern müssen, ist unklar, wer die Verwaltungsräte und Manager kontrolliert. Es fehlt der Druck der Eigentümer, für gute Leistungen in den Unternehmen zu sorgen. Ohne eine solche Kontrolle kann der wirtschaftliche Niedergang eines Unternehmens über lange Zeit seinen ungehemmten Lauf nehmen und den Aktionären – auch den passiven – riesige Kursverluste bescheren.

Der Verlauf der Aktienkurse zahlreicher internationaler Konzerne ohne starke und aktive Aktionäre spricht Bände. Prominente

Beispiele waren die amerikanischen Autokonzerne nach dem Aufkommen der japanischen Autoindustrie oder die internationalen Grossbanken. Die Fehlentwicklungen illustrieren, was passieren kann, wenn sich die Aktionäre nicht um das Geschehen in einem Unternehmen kümmern. Die jüngsten Versuche, solche Entwicklungen mit ausgeklügelten Bonusmodellen für die

Verwaltungsräte und Manager zu vermeiden, sind, wie die Bankenkrise gezeigt hat, kläglich gescheitert. Auch die vielen staatlichen Regulierungen zur Verbesserung der Corporate Governance oder die zunehmende Delegation der Aktienstimmrechte an Gesellschaften, die sich auf die Wahrnehmung der Corporate-Governance-Funktionen spezialisiert haben, führten nicht zum erhofften Erfolg.

Was nützt, sind Aktionäre – wie beispielsweise die Private-Equity-Gesellschaften oder grosse private Investoren –, die ihre Investitionen gezielt vornehmen und sich als Aktionäre um das Wohlergehen «ihrer» Unternehmen kümmern. Bei einer solchen Politik wird zwangsläufig eine Mehrheit der Investoren ab und zu eine unterdurchschnittliche Performance aufweisen. Dafür ist Gewähr geboten, dass sich die Wirtschaft erfolgreich entwickelt und die durchschnittliche Performance hoch bleibt oder sogar noch zunimmt. Letztlich kann man auch mit einem manchmal unterdurchschnittlichen Ergebnis zum langfristigen Erfolg einer Volkswirtschaft beitragen.



Obamas «Magical Mystery Tour»

Von Hansrudolf Kamer — Präsident Obama ruft sich mit Besuchen in Vietnam und Hiroshima in Erinnerung. Die weltweit ramponierte amerikanische Glaubwürdigkeit wird er damit nicht retten.



Noch 241 Tage im Amt, will Barack Obama in der Aussenpolitik Akzente setzen, um die Bilanz aufzupolieren. Die Besuche in Kuba und jetzt in Vietnam und Hiroshima sollen sein Image als Bahnbrecher und Realist unterstreichen, der die grossen Zusammenhänge in der Weltpolitik erfasst und Fehler seiner Vorgänger ausbügelt.

In Vietnam wurde Obama mit militärischen Ehren vor dem imposanten Mausoleum des Revolutionsführers Ho Chi Minh empfangen, das punkto Grösse das Original auf dem Roten Platz in Moskau in den Schatten stellt. Vom Kommunismus sind in Vietnam noch die Repression und der «demokratische Zentralismus» geblieben, sonst aber boomt es, und der Handel mit Amerika blüht.

Sogleich gab Obama die Aufhebung des seit fünfzig Jahren bestehenden Waffenembargos bekannt, was einem Wunsch Hanois entspricht, das in den letzten Jahren die Rüstungsimporte stark gesteigert hat. Die Aufhebung ist auch gemeint als Geste für künftige gemeinsame Aktionen, die gegen das chinesische Vorpellen im Südchinesischen Meer und gegen eine Hegemonie des grossen Nachbarn in Ostasien gerichtet sind.

Frieden und Sicherheit ohne Atomwaffen

Doch die Vietnamesen lassen sich nicht einfach in eine antichinesische Front einspannen. Ihre Politik, gewitzigt aus historischer Erfahrung, läuft vielmehr auf Diversifizierung hinaus. Ihre bisherigen Waffenlieferanten waren die Russen, und diese sind wieder an den Luftwaffen- und Marinebasen in Cam Ranh Bay interessiert, die sie schon einmal gepachtet hatten. Auch die Amerikaner hoffen auf einen Zugang zu diesem Tiefseehafen, als Gegenleistung für die Aufhebung des Embargos.

Bei allem Interesse, die Beziehungen zu Amerika weiter zu verbessern, zeigt sich eine gewisse Zurückhaltung. Man weiss nicht, was Obamas Zusagen auf Sicht noch wert sind – er ist nicht mehr lange im Amt, und über die Zukunft der amerikanischen Aussenpolitik rätselt man nicht nur in Hanoi. Dazu kommt, dass Obamas Präsidentschaft für Verbündete und Freunde in vielen Weltgegenden kein Honiglecken war.

Auch der Besuch in Hiroshima weckt zwiespältige Gefühle. Nach dem G-7-Gipfel in Ise-Shima will Obama als erster Präsident den einen Zielort der beiden Atombomben aufsuchen, durch die Amerika den Zweiten Weltkrieg im Fernen Osten beendigte. Er will seinen Schritt nicht implizit als Kritik an der Entscheidung Präsident Trumans verstanden wissen, die Bomben abzuwerfen. Es gelte vielmehr, meinte der stellvertretende Sicherheitsberater Ben Rhodes, den Blick auf die Zukunft, auf Frieden und Sicherheit ohne Atomwaffen zu richten.

Von dieser Vision ist die Welt indes immer weiter entfernt. Die Skepsis gegenüber Obamas Anti-Kernwaffen-Rhetorik ist auch in Asien gross. Die pazifistische Visite in Hiroshima nährt Zweifel, inwieweit die Verbündeten Japan und Südkorea sich unter dem amerikanischen Atomschirm noch sicher wähnen können. Funktioniert die Abschreckung noch, die auf einer glaubwürdigen Drohung auch mit diesen Waffen beruht?

Glaubwürdigkeit in der Aussenpolitik ist indes für Obama nicht viel mehr als ein Fetisch. Diesen Begriff verwendete er in der Serie der Interviews, die in der Zeitschrift *Atlantic* vor einiger Zeit publiziert wurden. Hier erscheint Obama als der reflektierende, zurückhaltende und weise Gestalter, der es besser weiss.

Schwierig abzuschätzen, was ernst gemeint ist und was nicht, wenn sich Obama im Plauderton über die Welt auslässt. Vor kurzem sagte er den Führern der nordischen Länder von Finnland bis Island an einem gemeinsamen Treffen, eigentlich sollten sie die Welt regieren. Sie seien friedlich, hätten weitgehend Einkommensgleichheit und seien Vorbilder für pluralistische Gesellschaften. Die verduzteten Gesprächspartner fühlten sich geschmeichelt, doch haben sie zurzeit ganz andere Sorgen. Die Weltherrschaft gehört nicht dazu.

Weder die Ausweitung des syrischen Bürgerkriegs, das Aufkommen des Islamischen Staates, die Terroranschläge oder die Krise um die Ukraine und die Annexion der Krim, noch die Flüchtlingswelle in Europa und die Aggressivität Chinas im Süd- und Ostchinesischen Meer sieht Obama als Folgen fehlender amerikanischer Glaubwürdigkeit.

«Don't do stupid shit»

Allerdings – ganz von der Wirklichkeit abkoppeln kann er sich nicht. Das Pentagon gab vor kurzem eine Übersicht über die Truppenstärken im Irak seit Mitte 2014 bekannt: eine Steigerung von 275 auf 4087. Die Zahl liegt in Wirklichkeit höher, weil die Administration nicht bekanntgibt, ob es sich um Kampftruppen, Sondereinheiten oder sonstiges Personal handelt. Es ist eine schrittweise Eskalation, die fatal an den Vietnamkrieg erinnert.

Obamas Prioritäten lagen stets auf der Innenpolitik. Sein aussenpolitischer Kernsatz «Don't do stupid shit» hatte einst Hillary Clinton zur Bemerkung veranlasst: «Grosse Nationen brauchen Organisationsprinzipien, und «Don't do stupid shit» ist kein solches.» Immerhin. Die Hoffnung stirbt zuletzt.



Plaudern über die Welt: Barack Obama (l.) mit Starkoch Anthony Bourdain in Hanoi.

Bewunderer des Bankrotts

Von Christoph Mörgeli

Venezuela ist nach siebzehnjähriger sozialistischer Herrschaft dort gestrandet, wo alle sozialistischen Länder stranden: bei Knüpfung der Opposition, Korruption, Massenarmut, Hunger und Wirtschaftstotenstille. Kaum ein Tourist verirrt sich noch in den Karibikstaat. Die staatliche Erdölförderung liegt am Boden. Die Produktion von Coca-Cola wurde eingestellt. Wegen Zuckermangel. Statt Lebensmitteln, Windeln, Medikamenten und Impfstoffen gibt's stundenlange Warteschlangen. Und stundenlange wütende Reden des Diktator-Präsidenten Nicolás Maduro.

Statt gegen die Inflation kämpfen über eine halbe Million Soldaten in gespenstischen Manövern gegen den vermeintlichen imperialistischen Feind. Mit roten Fahnen in die roten Zahlen. Präsident Maduro führt das weiter, was Hugo Chávez angefangen hat – den konsequenten Weg in den Bankrott. Mag sich da noch jemand erinnern, wie unsere SP-Granden dem Despoten die Füsse geküsst haben? Und seinen wirren Wortschwall an die 1.-Mai-Feier nach Zürich übertragen wollten?

Jean Ziegler, SP-Ernährungsweltexperte, dankte begeistert: «Gracias Comandante!» Wegen Chávez sei die «extreme Armut in dem Land fast verschwunden», seine Revolution habe «die Unterernährung, den Analphabetismus, die hohe Kindersterblichkeit und die Epidemien besiegt». Die Venezolaner seien «aus der extremen Armut erlöst» worden. Chávez der Erlöser. Und Jean Ziegler sein Prophet.

SP-Arzt Franco Cavalli reiste als unparteiischer Wahlbeobachter nach Venezuela und verkündete zuvor auf dem offiziellen Bundeskanal Swissinfo: «Es ist wichtig, dass Präsident Chávez die Wahlen gewinnt.» Cavalli sagte über Venezuela: «Die politischen Strukturen ähneln heute sogar jenen der Schweiz.» SP-Nationalrat Cédric Wermuth bejubelte Hugo Chávez und dessen Politik in einem Gastbeitrag in *Le Matin* und gratulierte ihm 2012 öffentlich zur Wiederwahl. Venezuelas Botschafter Walter Suter (SP) wollte Chávez zu einem Propagandafeldzug in die Schweiz holen, SP-Bundespräsidentin Micheline Calmy-Rey erklärte sich bereit, ihn zu empfangen. Die 33-köpfige Solidaritätsgruppe des Schweizer Parlaments für Diktator Chávez weiss nichts von eingekerkerten Regimegegnern. Was sollten wir von Venezuela lernen? Der Sozialismus bereitet uns vier Hauptschwierigkeiten: den Frühling, den Sommer, den Herbst und den Winter.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Wann wird Jordan ein Lusser-Loser?

Von Peter Bodenmann — Kretschmann: Schweiz hat 50 Prozent mehr Erwerbslose als Baden-Württemberg.



Zu viele Wasserträger: Nationalbank-Präsident Jordan (l.), Bankrats-Präsident Studer.

In den neunziger Jahren durfte der damalige Chef der Schweizerischen Nationalbank, Markus Lusser, 150 000 Arbeitsplätze zerstören, bevor man den Urner in die Wüste schickte. Und den Schweizer Franken dank tieferen Zinsen richtigerweise wieder weicher machte.

Jetzt haben wir in der Schweiz – wegen der Politik der Nationalbank – bereits mehr Erwerbslose als in Deutschland. Baden-Württemberg hat zwei Millionen Einwohner mehr als die Schweiz, Bayern vier Millionen mehr. Aber die Schweiz hat 50 Prozent mehr Erwerbslose als Kretschmann und Seehofer, die Ministerpräsidenten der beiden Bundesländer.

Folglich wandern die Deutschen nicht mehr zu, sondern ab. Natalie Rickli braucht keine Angst mehr vor den Germanen zu haben. Die ganze Anti-Deutschland-Hysterie war ein Sommertheater Jahrgang 2015. Die Schweizer Unternehmen entlassen mehr Ausländer als Schweizer. Deshalb hat es prozentual mehr arbeitslose Ausländer als arbeitslose Schweizer. Sollten die Unternehmer das Gegenteil machen? Zuerst Schweizer entlassen und dann Ausländer? Trotzdem hetzt die SVP schon wieder gegen die Ausländer. Dies, um von Jordan abzulenken. Dies, um die Tatsache vergessen zu machen, dass die professorale Prätorianergarde der SVP den Mindestkurs sturmreif geschossen hat.

Die Entscheide der SNB unter Thomas Jordan haben bisher erst 70 000 Arbeitsplätze zerstört.

Er wird noch etwas weitermachen dürfen. Bevor man ihn wie weiland Markus Lusser selig vergoldet in die Wüste schickt. Dies, weil zurzeit noch zu viele Wasserträger unterwegs sind. Wasserträger eins: Die SP stellt neu mit Jean Studer den Präsidenten des Bankrates der Nationalbank. Bisher war der Bankrat ein Kastraten-*Chörli*. Neu verteidigt Wachtmeister Studer rabiät und faktenfrei den Kurs von Thomas Jordan. Wasserträger zwei: Die SP will in den nächsten dreieinhalb Jahren Opposition machen. In den an der Pressekonferenz präsentierten Papieren findet sich kein müder Piepser gegen die Politik der Nationalbank. Wasserträger drei: Hans-Ulrich Bigler verteidigte die Aufhebung des zu tief angesetzten Mindestkurses, kleine und mittlere Unternehmen würden nicht jammern. Man müsste dem Freisinnigen seinen Lohn in Euro auszahlen. Zum Kurs von 1.55. Wenn Trump die Wahlen gewinnt, gehen Roche und Novartis harten Zeiten entgegen. Wenn die Chinesen in Sachen Luxusuhren die Steuerschraube noch etwas weiter anziehen, bläst der Uhrenindustrie bald ein noch rauerer Wind ins Gesicht. Dann leiden neu nicht nur die Maschinenindustrie und der Tourismus, sondern fast alle Wirtschaftssektoren.

Dann schlägt die Stunde von Johann Schneider-Ammann. Wenn er den Wecker nicht überhört.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Kurs in Kapitalismus

Von Kurt W. Zimmermann — Produktivität und Profitabilität. Selten waren die Bilanzen der Medienhäuser so aufschlussreich.

Bei den Big Five dauert es immer etwas länger. Erst Mitte Mai haben jeweils alle fünf ihren Jahresabschluss publiziert.

Die Big Five sind die letzten fünf grossen Schweizer Verlage. Es sind Tamedia (1,06 Milliarden Franken), Ringier (1,03 Milliarden Franken), die NZZ (456 Millionen Franken), AZ Medien (246 Millionen Franken) und Somedia (183 Millionen Franken). Alle anderen Verlage sind nur kleine Provinzunternehmen

Das Warten auf die Jahresabschlüsse von 2015 hat sich gelohnt. Selten zuvor waren die Medienbilanzen dermassen aufschlussreich.

Beginnen wir mit dem Kriterium der Produktivität. Wir messen sie am Umsatz pro Mitarbeiter.

Unternehmen	Umsatz pro Mitarbeiter *
Tamedia	316 000
AZ Medien	278 000
NZZ-Gruppe	276 000
Ringier	157 000
Somedia	153 000

in Franken*

Das Niveau ist gut. Nur die Bündner Somedia und Ringier fallen ab. Bei Ringier ist das erklärbar, weil die Hälfte der Mitarbeiter in Osteuropa tätig ist, wo die Umsätze tiefer liegen. Bei Somedia zeigt sich das Muster mancher Regionalverlage. Zu viele Mitarbeiter sind im schrumpfenden Zeitungsgeschäft tätig, weil das Management einen harten Sparkurs scheut.

Um die Profitabilität eines Unternehmens zu messen, ist der Ertrag pro Mitarbeiter das beste Kriterium. Dazu nehmen wir das Ebitda, also den effektiven Profit vor Steuern und Abschreibungen.

Unternehmen	Ebitda pro Mitarbeiter
Tamedia	72 000
AZ Medien	32 000
NZZ-Gruppe	28 000
Ringier	15 000
Somedia	10 000

Hier ist die Sachlage klar. Nur das Tamedia-Team erwirtschaftet einen Mehrwert, der diesen Namen verdient. Bei den anderen vier dreht sich jedem scharfen Ökonomen der Magen um. Die NZZ-Gruppe und die AZ Medien leiden darunter, dass sie kaum Umsätze im margenstarken Onlinegeschäft machen.

Nun kommen wir zum Killerkriterium. Wir betrachten, wie viel Reingewinn (Ebit)



Bodenpersonal macht Cash: Tamedia-Newsroom.

geschaffen wurde, was also den Aktionären als echte Bilanz eines Firmenjahres bleibt. Sondereffekte wie Aufwertungsgewinne lassen wir weg.

Unternehmen	Ebit pro Mitarbeiter
Tamedia	39 000
NZZ-Gruppe	13 000
Somedia	5 200
Ringier	1 700
AZ Medien	1 600

Das einzige Medienunternehmen, das kapitalistischen Kriterien genügt, ist Tamedia. Hier macht das Bodenpersonal für die Besitzer wirklich Cash. Das Schlussfeld bewegt sich in Richtung unternehmerischen Hobbywesens. Warum beschäftigt man so viele Mitarbeiter, wenn die keine Kohle bringen? Das hat schon etwas leicht Resignatives.

Ringier und AZ Medien haben immerhin eine Entschuldigung. Beide haben in den zuletzt viel in ihre Onlinestrategie investiert. Die hohen Abschreibungen auf diesen Engagements drücken den Reingewinn nach unten. Sie haben darum noch Gnadenfrist. Wenn in ein, zwei Jahren ihre Rendite nicht höher ist, fällt die Kritik schärfer aus.

Es gibt nur ein Schweizer Medienhaus, das echten Kapitalismus demonstriert. Kapitalismus ist das Gegenteil von Kapitulation.

Geld für nichts

Von Beatrice Schlag — 2500 Franken, die keiner will.

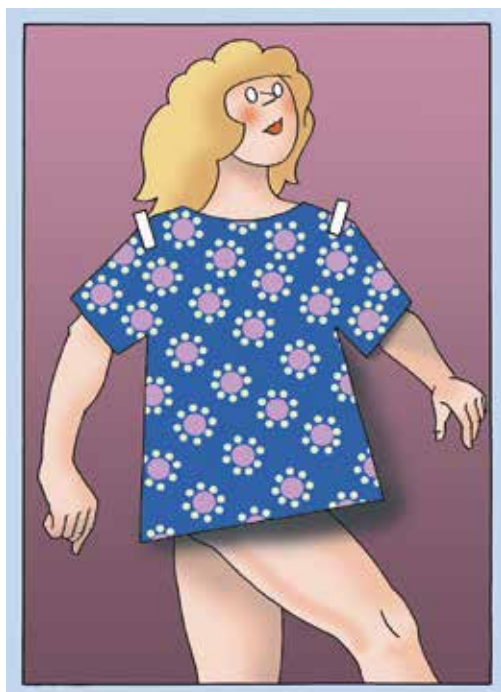
Warum erhitzen sich Schweizer über eine Initiative, der nicht einmal die Initianten den Hauch einer Chance geben? Weil sie einen zwingt, über die Zukunft nachzudenken, die sich jeder anders vor-



stellt. Massenhaft trostlose Entlassungen oder Aussichten auf ganz neue Berufe? Wir sahen, wie schnell die meisten Kassierer in Coop und Migros verschwanden. Plötzlich waren die Kästen für den Self-Check-out da und die vergnügte Frau Lehner an der Kasse weg. Die Veränderung hinterliess ein leicht flausches Gefühl im Magen, weil sie vor unseren Augen stattfand, nicht als Meldung in der Zeitung. Ein Stück Zukunftssahnung zwischen Waschmitteln und Kopfsalaten. Trotzdem ist quer durch die Parteien fast jeder vehement gegen die 2500 Franken. Vermutlich zu Recht, denn die Frage, wie sie finanzierbar wären, wird von den Initianten sehr luftig beantwortet, um es nett zu sagen. Vielleicht ist die in Finnland geplante Billigvariante der Schweizer Initiative eine klügere Lösung. Im Silicon Valley steht garantiertes Grundeinkommen immer wieder zur Debatte. Erstaunlicherweise lautet dort das Hauptargument der Befürworter, dass die Menschen mehr Zeit brauchen, um über neue Ideen nachzudenken, statt sich in un kreativen Jobs für die Miete abzurackern. Dass manche mit dem geschenkten Geld vermutlich gar nicht mehr arbeiten würden, scheint kein Thema. Der Fairness halber ist zu sagen, dass in Kalifornien keine Initiative ansteht. Da fallen Utopien leichter. Aber auch wenn am 5. Juni in der Schweiz das allseits erwartete Nein ausgezählt ist, wird die Frage in den Köpfen kleben bleiben: Was, wenn Lohnarbeit in den nächsten Jahrzehnten drastisch weiter schrumpft? Die Finnen werden die Welt interessieren wie nie. In der letzten Woche wurde Eric Fanning, ein bekennender Homosexueller, zum US-Armeechef ernannt. Noch vor fünf Jahren waren Schwule, die ihre sexuelle Orientierung nicht verschwiegen, vom US-Militärdienst ausgeschlossen. Fünf Jahre! Das ist nichts. Inzwischen ist der Anti-Schwulen-Zopf auch in Ländern wie der Schweiz ab, die Homosexuellen die Heirat noch nicht erlaubt. Mit dem Umverteilen der Gelder zwischen den Ämtern wird es ähnlich sein, wenn irgendwer mit einem zahlbaren Modell den Anfang gemacht hat.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf ich in meiner Wohnung (künstlerisch hochstehende) Fotografien von nackten Frauen aufhängen, oder mache ich mich damit beim Besuch von Bekannten oder von meinen Eltern unmöglich? *Gregor Wildi, Schöneegg*

Ich weiss, wovon Sie sprechen. Ich habe selber eine Fotokunst-Kleinstsammlung, und eines der Gebiete, für das ich mich interessiere, ist Aktfotografie. Die gute Nachricht: Ihr Problem ist leicht lösbar, Sie brauchen bloss eine Frau zu finden, die mit Ihnen wohnen mag. Von da an dürfen Sie aufhängen, was Sie wollen. Respektive, was die Frau will (das war die schlechte Nachricht). Möglicherweise aber, je nach Frau, auch Aktfotografie.

Mark van Huisseling

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Führungsstark, dienend, beeindruckender Leader und Jurist.»

Roger E. Schärer

Neuer Armeechef

Nr. 20 – «Bester Polizist der Schweiz»; Christoph Mörgeli über Michael Leupold

Es springt in die Augen. Die *Weltwoche* entdeckt und beschreibt schweizerische Talente mit grossem Zukunftspotenzial. So Florian Schwab in seinem kürzlich publizierten Artikel über den Bündner Ständerat Martin Schmid. Nun entdeckt Christoph Mörgeli den herausragenden Chef der Aargauer Kantonspolizei, Dr. Michael Leupold. Führungsstark, dienend, beeindruckender Leader und Jurist, der in Bundesbern als ehemals erfolgreicher und belastbarer Direktor des Bundesamtes für Justiz gewirkt hat. Da das Verteidigungsdepartement auf der Suche nach einem neuen Chef der Armee ist, wäre es dringend nötig, den Posten nicht mit einem Anwärter aus dem angeschlagenen Armeebiotop zu besetzen, sondern jemanden von aussen als neuen Armeechef zum Ausmisten des Augiasstalls einzusetzen. Dr. Leupold wäre meine Wahl.

Roger E. Schärer, Feldmeilen

Oben links

Nr. 20 – «Ganz unten»; Rico Bandle über das Schweizer Fernsehen

Der Autor schreibt: «Wer als Zeitungsleser mit den journalistischen Sitten oder der Qualität seines Blattes nicht einverstanden ist, kann das Abonnement kündigen, die SRG hingegen muss jeder mitfinanzieren, ob er will oder nicht.» Was jedoch jeder geneigte Fernsehzuschauer, jede Fernsehzuschauerin nicht muss: den Knopf Nr. 1 oben links auf der Fernbedienung betätigen. Zudem sei allen zu dieser Sendung geladenen Gesprächspartnern wärmstens empfohlen, der Einladung nicht mehr Folge zu leisten. Man stelle sich vor: Es ist Primetime, «Rundschau»-Time – und keiner geht hin und drückt den Knopf oben links zum Einschalten des linken Formats.

Claude Bürki, Männedorf

Seit dem 14. 6. 2014 kann sich Roger de Weck bequem in seiner mit einem hauchdünnst ergatterten Volksmehr zubetonierten Festung zurücklehnen. Fernab jeglichen Wettbewerbes dürfen seine Adlaten ungestraft am Publikum vorbei tun und lassen, was ihnen beliebt. Selbst wenn kaum jemand zuhört oder zuschaut. Eines Monopolsenders unwürdige Einschaltquoten müssen alljährlich schöngefärbt werden, weil es de Weck auch nach Jahren nicht fertigbringt, dem Gemischtwarenladen SRG ein seinem Auftrag adäquates Profil zu



«Meine Wahl»: Leupold.

verpassen. Stattdessen werden abgegriffene Sendereliquien aus dem Ausland mehr schlecht denn recht abgekupfert; Sprecherinnen und Sprecher auf pseudo-hip getrimmt, so dass sie einem ob ihrer aufgezwungenen Theatralik mit dauerndem Verhaspeln regelrecht leidtun; Leute angeheuert, die jahrzehntelang auf die SRG gespuckt haben und die auch gleich noch ihre Lehrlinge mitbringen dürfen, und so weiter.

So ist es nicht erstaunlich, dass die masslos übertriebene Aufregung um einen verbalen Ausrutscher des Armeechefs an die Adresse eines rotzfrechen «Rundschau»-Moderators vornehmlich in den Medien – allen voran jenen der SRG – stattfand. Dem Volk ist das Wortspiel Blattmanns und dessen Wahrheitsgehalt längst bekannt, so dass man sich dort eher zustimmend amüsierte über eine offensichtlich an unpassendem Ort gemachte Randbemerkung.

Nicolas W. Oetterli, Wauwil

Schlicht unseriös

Nr. 20 – «Wuchernde Staatsbetriebe»; Editorial von Roger Köppel

Roger Köppels Argumentation über «wuchernde Staatsbetriebe» verfängt leider nicht. Bei der Volksinitiative «Pro Service public» muss man sich doch eigentlich nur über eines klarwerden: Die Grundversorgung in der Schweiz kostet bereits weniger, als sie wert ist, sie ist defizitär und muss subventioniert werden. Weder SBB, Post noch Swisscom machen

Gewinn mit der Erbringung des Service public. Damit spielt es keine Rolle mehr, wie hoch ihre Gewinne über alle Geschäftsbereiche hinweg sind, wie viel die Manager verdienen und wie viel Geld im In- oder Ausland investiert wird. An Preis und Leistung der Grundversorgung ändert das alles nichts. All die Missstände, die als Argumente für diese Initiative herhalten müssen, kann die Initiative nicht beheben. Für ein Ja zu werben, ist daher schlicht unseriös.
Reto Lamprecht, Zürich

Treffend, tiefgreifend, kurz

Nr. 20 – «Bedingungslos»;
Kolumne von Andreas Thiel

Aktuelle politische Geschehnisse müssen nicht immer in seitenlangen Grossberichten abgehandelt werden. Der Satiriker Andreas Thiel erfreut uns *Weltwoche*-Leser immer wieder mit seinen sehr treffenden, tiefgreifenden und doch humorvollen Dialogen! In seinen Gedanken zur Frage «Was dient dem Menschen?» hat er das kurz vor der Abstimmung stehende Begehren «Ein bedingungsloses Grundeinkommen für alle» bestens, einleuchtend und vor allem mit einem praktischen Alltagsbeispiel dargestellt. Ein doppelseitiger Politbericht hätte diesen «Unsinn», über den wir an der Urne abstimmen müssen, kaum besser illustrieren können! *Rolf Bolliger, Lyss*

Beim Thema bedingungsloses Grundeinkommen kommt der Verdacht auf, es gebe nicht genügend Arbeit. Das ist natürlich ein Irrtum. Im Umwelt-, Sozial-, Gesundheits-, Bildungs- und Sicherheitsbereich gibt es genügend sinnvolle Arbeit. Die Eingliederung in den Arbeitsprozess ist insbesondere für die Jungen zentral und sollte nicht durch die Suggestion eines «free lunch» unterlaufen werden. Minimallöhne sind daher zweckmässiger als das bedingungslose Grundeinkommen. *Alex Schneider, Küttigen*

Ist das Positive das Ziel?

Nr. 20 – «Äussere Harmlosigkeit»;
Wolfram Knorr über Gewalt in Filmen

Man weiss, was gut und böse ist; und wer zum Diener des Bösen wird, gibt sich in der Regel alle Mühe, das Böse nicht ans Licht kommen zu lassen, und täuscht gegen aussen Harmlosigkeit vor – eine Binsenwahrheit! Seit einigen Jahrzehnten verdienen Filmemacher und Videoproduzenten Geld durchs Zelebrieren ihrer Lust am Bösen, und Millionen Zuschauer geniessen dies als Unterhaltung. Der Film, so Wolfram Knorr, «ist ein Brennspeigel der Wirklichkeit». Dass bestimmte Filme, Videos oder das Fernsehen in seiner «erzieherischen Wirkung» für die schreckliche Seite der Geschichte mitverantwortlich sein könnten, erfährt man vom Autor nicht, im Gegenteil: «Wenn Filme

der Wirklichkeit gefährlich nahe kommen, ist und bleibt in den Filmen das Positive immer das Ziel.» Die saloppe Beteuerung könnte als Dogma gewissenhafter, verantwortungsvoller Erzieher verstanden werden – gewisse Produzenten werden es Knorr danken, mindestens! Den seelenvergiftenden Einfluss von verherrlichter Gewalt durch die populärsten Medien kann freilich niemand auf dem Tablet belegen, doch wer sich um eine gute Erziehung kümmert, lässt sich nicht über das Angebot «verzieherischer» Verführung zum Bösen hinwegtäuschen. *Heinz Oswald, Gräslikon*

Korrigenda

Unter der Rubrik «Namen» berichteten wir über einen Vintage-Verkauf im Hotel «Widder». Darin hiess es, die Wirtin des Hotels, Regula Brucker, räume ihren Kleiderschrank und spende ihre Garderobe für einen Verkaufs-Event. Richtig ist, dass die Modedesignerin Rosmarie Amacher die Garage des Hotels «Widder» gemietet hat für einen Vintage-Verkauf aus ihrer Sammlung. Regula Brucker selbst brachte keine Kleider zum Verkauf und war nicht am Umsatz beteiligt. Der Gesamterlös des Verkaufs kam dem von Rosmarie Amacher gegründeten Verein Swiss Textile Collection zugute. Wir bitten um Entschuldigung.
Die Redaktion

Wolfgang Koydl

Die Bessermacher

Auch wenn es das Ausland nicht gerne hört:
Die Schweizer können vieles einfach besser.

Ihr politisches System, ihre Wirtschaftsleistung, ihr Umgang miteinander und – ja, auch und gerade – ihre erfolgreiche Integration von zugewanderten Ausländern sind beispielhaft und beneidenswert. Liebevoll porträtiert Bestsellerautor Wolfgang Koydl («Die Besserköner») in seinem neuen Buch die Personen, die hinter dieser einzigartigen Erfolgsgeschichte stehen: «Die Bessermacher», die dieses manchmal rätselhaftes Land zu dem machen, was es ist. Ob Politiker, Poeten oder Profisportler – anders als die beiden Appenzeller in der legendären Käsewerbung enthüllen sie die Geheimnisse der Erfolgsstory Schweiz. So entsteht eine nachdenkliche und humorvolle Innenansicht einer in jeder Hinsicht besonderen Nation.



Platin-Club-Spezialangebot

Wolfgang Koydl

Die Bessermacher

Die Schweiz kann's einfach besser

224 Seiten, broschiert

ISBN 978-3-280-05604-2

Spezialangebot

Fr. 15.90 statt Fr. 19.90

inkl. Versandkosten

Bestellungen

Bitte senden Sie eine E-Mail mit Ihrer vollständigen Adresse an: vertrieb@ofv.ch, oder rufen Sie uns an über Telefon 044 466 74 53. Orell Füssli Verlag AG, Dietzingerstrasse 3, 8036 Zürich

www.weltwoche.ch/platinclub





Eigenes Süppchen: Didier Burkhalter in Brüssel, 26. April 2016.

Unbeirrt auf EU-Kurs

Didier Burkhalter treibt die Schweiz immer näher an die Europäische Union heran – gegen den Willen von Bundesrat und Parlament. Aber der Bundesrat pfeift den Aussenminister nur halbherzig zurück.

Von Hubert Mooser

Eine Welle des Misstrauens schwappt über Europa: In vier Wochen stimmen die Briten darüber ab, ob sie auch in Zukunft der Europäischen Union (EU) angehören wollen. In Italien, Frankreich und anderen EU-Mitgliedstaaten haben sich bei Umfragen Mehrheiten ebenfalls für eine Abstimmung über den Verbleib des eigenen Landes in der EU ausgesprochen.

Die EU durchlebt chaotische Momente, aber der Schweizer Aussenminister Didier Burkhalter und sein Chefunterhändler Jacques de Watteville wollen auf Biegen oder Brechen einen Rahmenvertrag abschliessen, der die Schweiz noch stärker in die EU integriert. Die Schweiz müsste in allen bilateralen Beziehungen automatisch EU-Recht übernehmen. Bei Konflikten würde der EU-Gerichtshof entscheiden. Bis im Juli soll diese Unterwerfung stehen – obwohl Bundesrat und Parlament hier keine Eile sehen.

Verknüpfung mit Brüssel andiskutiert

Mit einer an Realitätsverweigerung grenzenden Unverfrorenheit haben Burkhalter und

de Watteville für ihren Sololauf eine neue Geschichte fabriziert: Es gebe zwar keine Bedingungen aus Brüssel, die Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative (MEI) und den Rahmenvertrag miteinander zu verknüpfen, sagen Diplomaten und widersprechen damit auch Äusserungen der redseligen CVP-Nationalrätin Kathy Riklin in der Sonntagspresse. Die EU könnte aber am Ende der Verhandlungen über die MEI und eine entsprechende Anpassung des freien Personenverkehrs eine Verknüpfung mit dem Rahmenvertrag verlangen. Darauf müsse die Schweiz vorbereitet sein.

Und so haben Burkhalter und de Watteville die Verknüpfung in ihrem Kopf schon vorweggenommen und ein solches Vorgehen mit den Unterhändlern in Brüssel andiskutiert. Das geht aus der Folie hervor, die de Watteville am letzten Mittwoch dem Bundesrat präsentierte. Demnach hat man bei den letzten Treffen mit EU-Vertretern über eine politische und materielle, aber keine formale Verknüpfung Gespräche geführt.

Viel entscheidender ist ein anderer Punkt: Burkhalter setzt sich über den Willen des Bundesrates hinweg und treibt die Verhandlungen zu einem Rahmenabkommen voran. Der Bundesrat hatte seinem Aussenminister schon bei der letzten EU-Klausur zu verstehen gegeben, dass man dem institutionellen Abkommen keine Priorität einräume. Noch weniger populär sei im Bundesrat eine Verknüpfung der beiden Dossiers, präzisieren bundesratsnahe Kreise. Aber Burkhalter liess sich bisher nicht von seinem Weg abbringen.

CVP-Präsident Gerhard Pfister spricht aus, was Regierungsmitglieder öffentlich nicht sagen wollen: «Wenn man die Umsetzung der MEI noch auflädt mit einer institutionellen Anbindung an die EU und fremden Richtern, ist die Vorlage nicht mehr referendumstauglich», warnt Pfister. Im Klartext: Die Vorlage würde beim Volk durchfallen. Es sei für ihn unerklärlich, warum Burkhalter das nicht sehen wolle.

Es wäre an der Zeit, dass die FDP mit ihrem Bundesrat ein ernstes Wort redet, sagen

andere. Hat nicht der heutige FDP-Ständerat Philipp Müller als Parteichef dem freisinnigen Bundesrat in einem Interview mit der *Sonn- tagszeitung* vom Juli 2014 klare Bedingungen formuliert? «Keinesfalls dürfen wir Kreuzkonzessionen machen und für eine Zustimmung der EU zur Umsetzung der MEI bei der Weiterentwicklung der Bilateralen nachgeben. Verhandeln wir also beides getrennt», sagte Müller. FDP-Magistrat Burkhalter macht genau das Gegenteil: Ob im Bundesrat, im Parlament oder im vertraulichen Gespräch mit Medienvertretern, stets betonen der Aussenminister und seine Diplomaten, dass es hilfreich sein könnte, den Rahmenvertrag gleichzeitig voranzutreiben, um Konzessionen bei den MEI-Verhandlungen zu erhalten und umgekehrt. Und nun herrscht bei der FDP das grosse Schweigen.

Nach vier Tagen und zwei Interventionen beim FDP-Informationsschef erhält die *Weltwoche* von der neuen FDP-Präsidentin Petra Gössi endlich eine Antwort auf eine E-Mail – und was für eine: Konkrete Fragen zu parallelen Verhandlungen von MEI und Rahmenvertrag und Kreuzkonzessionen beantwortet sie mit einem Verweis auf eine Resolution vom Juni 2015. Vom neuen Fraktionschef Ignazio Cassis bekommt man schneller eine Antwort, aber mehr als ein Link zur gleichen Resolution kommt auch vom Tessiner nicht. Und was steht in dieser Resolution? Die FDP wolle keine automatische Übernahme von EU-Recht. Der EU-Gerichtshof soll in Streitfällen höchstens als Interpretationsbehörde oder Gutachterstelle fungieren. Zu den Parallelverhandlungen von MEI und Rahmenvertrag steht nichts. Aber es wäre nicht das erste Mal, dass Müller Ankündigungen macht und die FDP danach eine spektakuläre Spitzkehr vollzieht.

Bundesrat will Brüssel nicht verärgern

Burkhalters Plan ist offensichtlich: den Volksentscheid gegen die Masseneinwanderung mit dem EU-Rahmenvertrag verknüpfen, um das Ganze als genialen Kompromiss zur «Rettung des bilateralen Königswegs» zu verkaufen und sich selbst als Retter feiern zu lassen. Einer solchen Paketlösung hat der Bundesrat eine Abfuhr erteilt, er hat es aber bis heute nicht fertiggebracht, dem Aussenminister hier Einhalt zu gebieten.

Eine Sistierung der Verhandlungen zu einem Rahmenvertrag, eine von de Watteville unter anderen vorgetragene Option für das weitere Vorgehen in diesem Dossier, wollte der Bundesrat am Mittwoch nicht wagen – aus Angst, man stosse damit die EU-Kommissäre vor den Kopf. Die Regierung befürchte, dass ein solcher Schritt negative Konsequenzen auf die Verhandlungen über die MEI haben könne, sagen gutinformierte Kreise. Stattdessen habe man Burkhalter zu verstehen gegeben, er

solle beim Rahmenvertrag den Fuss vom Gas nehmen. Diese halbherzige Direktive ist typisch für den Bundesrat, in dem jedes Mitglied sein eigenes Süppchen kocht.

Streit beim Aussprachepapier

Nur schon im bundesrätlichen Dreierausschuss, der die EU-Dossiers vorbereitet und vorbespricht und dem Aussenminister Didier Burkhalter, Justizministerin Simonetta Sommaruga (SP) und Wirtschaftsminister Johann Schneider-Ammann (FDP) angehören, gibt es fast unüberwindliche Differenzen zum Verhandlungstempo beim Rahmenvertrag und zum Rahmenvertrag im Allgemeinen. Sommaruga, die schon mit der MEI-Umsetzung fast überfordert ist, will von parallelen Verhandlungen und von einer Verknüpfung



Auf Biegen oder Brechen: Jacques de Watteville.

nichts wissen. Sommaruga hat Angst vor einem Absturz der MEI-Umsetzung, wenn der Rahmenvertrag zeitgleich zur Abstimmung gebracht wird. Wirtschaftsminister Johann Schneider-Ammann will auf Teufel komm raus das Forschungsabkommen «Horizon 2020» unter Dach und Fach bringen. Er drängt jede Sitzung auf eine Ratifizierung des Protokolls zur Ausweitung der Personenfreizügigkeit auf Kroatien. Beim Rahmenabkommen denkt Schneider-Ammann wie die Wirtschaftsverbände: «Es pressiert nicht.»

Die Gräben innerhalb des Trios sind derart tief, dass man sich vor der letzten Klausur auf kein Aussprachepapier einigen konnte. Laut Insidern wedelte Bundespräsident Schneider-Ammann während der Sitzung vom letzten Mittwoch mit einem Entwurf herum, als er die Hintergründe für das Fehlen einer Tischvorlage beichten musste. Der Stein des Anstosses: Burkhalter wollte sich mit dem Papier vom Bundesrat grünes Licht holen, damit er die Verhandlungen zum Rahmenvertrag bis im Juli abschliessen kann. Dafür gibt es aber weder im EU-Ausschuss des Bundesrates noch in der Gesamtregierung eine Mehrheit.

Gesprächsoffensive des EDA

Vor diesem Hintergrund nahm sich die Folie, die de Watteville dem Bundesrat am Mittwoch präsentierte, fast wie das Schlechtwetterprogramm aus. Er rapportierte über die letzten

Kontakte mit der EU, schilderte die aktuelle Situation, breitete den Fahrplan zu einer Gesprächsoffensive aus, skizzierte Perspektiven und lotete auch die strategischen Optionen zum institutionellen Rahmenvertrag aus.

Neu ist lediglich die Gesprächsoffensive, die jedoch nicht der Bundesrat plant, wie vom *Tages-Anzeiger* fälschlicherweise kolportiert, sondern das EDA. Der Bundesrat habe von der Agenda des EDA nur Kenntnis genommen, sagen bundesratsnahe Kreise. So ist in den kommenden Wochen ein Treffen zwischen Bundespräsident Johann Schneider-Ammann und EU-Kommissions-Präsident Jean-Claude Juncker vorgesehen, das aber noch nicht definitiv steht. Am 19. Mai reist de Watteville nach Italien, am 26. Mai nach Frankreich. Am 26. und 27. Mai trifft er sich mit dem EU-Chefunterhändler Christian Leffler. Einen Monat später, also kurz nach der Brexit-Abstimmung, ist ein weiteres Treffen zwischen de Watteville und Leffler vorgesehen. Der Staatssekretär für Migration, Mario Gattiker, trifft sich am 1. Juni zu Gesprächen mit dem für die Zuwanderung zuständigen EU-Unterhändler Richard Szostak und ein weiteres Mal am 6. Juli. Am 15. und 16. Juli sind Gespräche zwischen Schneider-Ammann und der EU-Kommission vorgesehen. Dies nur ein paar Termine aus dem Wunschkatalog des Departements Burkhalter.

Wie blauäugig und unterwürfig die Schweiz in Brüssel auftritt, lässt sich in der Einleitung zur Reiseagenda ablesen: Die Schweiz sei dem Wunsch der EU nachgekommen, sich nicht in den Referendumskampf über den Brexit einzumischen. Man erwarte deshalb jetzt ein Entgegenkommen der EU-Kommission bei der Anpassung der Personenfreizügigkeit. Die Schweiz als Vollzugsgehilfin der EU-Zentrale in Brüssel gegen den Brexit – als wäre man schon der EU beigetreten. ○

Zeitung der Schweizer KMU-Wirtschaft

- **Umsetzung MEI**
Keine neuen bürokratischen Hürden
- **Mietrecht**
Regulierungswahn im Monatsakt
- **Bauern & Steuern**
Nicht auf dem Buckel der KMU

www.gewerbezeitung.ch

Asyl mit Seeanstoss

Das direkt am See gelegene «Rudolfheim» in Stäfa sollte gemäss seinem Stifter betagten Mitbürgern dienen. Für immer. Heute leben dort Asylbewerber. Das Mobiliar ihrer Zimmer erhalten sie als Geschenk.

Von Christoph Mörgeli



Prachtvoll: Stäfner «Rudolfheim», das nicht mehr als Alters-, sondern als Asylheim für Eritreer dient.

Die Altersfürsorge begann in Stäfa wie so manchenorts mit einer Privatinitiative: 1902 vermachte der Weinhändler Rudolf Strickler seiner Gemeinde eine direkt am Zürichsee gelegene Liegenschaft. Gemäss Stiftungsurkunde bestimmte der grosszügige Spender, es sei in seinem «Seegarten» ein «Altersasyl zu eröffnen und fortzubetreiben»; darin seien gegen angemessene, möglichst billige Entschädigung «hauptsächlich ältere Bürger der Gemeinde Stäfa aufzunehmen und zu verpflegen». Solange diese Institution nicht vollständig von Gemeindegürgern besetzt werde, könnten auch Bürger anderer Gemeinden aufgenommen werden. Und weiter bestimmte Stifter Strickler, die abgetretene Liegenschaft dürfe nie «zu einem andern Zweck verwendet werden» und solle den Namen «Rudolfheim» führen – zur Erinnerung an den einzigen, kranken Sohn des Schenkenden.

Am 6. Juli 1902 beschloss die Stäfner Gemeindeversammlung die Gründung des Altersasyls, im März des folgenden Jahres wurde es eröffnet. Das Betagtenheim konnte sich in der Anfangszeit finanziell selber tragen; später richtete die Gemeinde jährliche Unterstützungsbeiträge aus. Zum Haupthaus «Rudolfheim» kamen noch die Nachbarliegenschaft «Mauergarten» und eine wunderschöne Parkanlage direkt am Seeufer hinzu. Das Heim an der Seestrasse 21/23 bot in Einzelzimmern Unterkunft für zwanzig

Pensionäre und das Personal. Die einmalige Sicht über den Zürichsee erfreute die Betagten ebenso wie der Garten mit Seezugang.

Umgehung der Gemeindeversammlung

Fürsorgevorstand David Dubach (FDP) hatte noch im April 2015 jene Einwohner beruhigt, die befürchteten, der Betrieb des defizitären «Rudolfheims» werde heimlich heruntergefahren und es dann geschlossen. Dies komme überhaupt nicht in Frage: «Über die Verwendung des Rudolfheims habe letztlich nur die Gemeindeversammlung zu bestimmen», zitierte die *Zürichsee-Zeitung* den verantwortlichen Fürsorgevorstand. Mittlerweile ist von einer Mitwirkung des Soveräns keine Rede mehr. Der Stäfner Gemeinderat hat sich über den klar bekundeten Willen des Stifters hinweggesetzt und will in beiden Gebäuden Asylsuchende unterbringen. Die Begründung lautet lapidar: «Am Bettenangebot ändert sich nichts, also ist kein Volksentscheid nötig.» Unlängst wurde der «Mauergarten» als sogenanntes Haus B des «Rudolfheims» in eine «Männer-WG» umgewandelt. So bezeichnet der Sozialverantwortliche Ueli Bettchen gegenüber der *Weltwoche* den Einzug von einem guten Dutzend junger Eritreer. Fürsorgevorstand David Dubach beurteilte das krude Verbiegen des Stifterwillens sogar als «Glücksfall». Seit 2011 durften im Haus B keine Pensionäre

mehr wohnen, da die Infrastruktur laut kantonaler Gesundheitsdirektion veraltet war. Anfang 2016 teilte der Gemeinderat mit, dass auch die verbliebenen Pensionäre im Haus A ausziehen müssten, um im Alterszentrum «Lanzeln» eine neue Bleibe zu finden. Die schönen Zimmer stehen jetzt bereit für Asylbewerber.

Noch im letzten Sommer zeigten sieben Helfer des Turnvereins Stäfa «ein Herz für die Senioren» (*Zürichsee-Zeitung*), restaurierten den etwas vernachlässigten Seegarten vis-à-vis dem «Rudolfheim» und verbesserten den Badezugang zum See. Dem Vernehmen nach sind etliche Turner mässig erbaut über die Tatsache, dass ihre Freiwilligenarbeit jetzt einem Badeplatz für angeblich Verfolgte gilt, die hauptsächlich aus dem friedlichen Eritrea stammen.

Eigentum als Integrationsmassnahme

Auch bei der Integration geht die Gemeinde Stäfa bemerkenswerte Wege: Die von den Asylbewerbern vorgefundene Grundausstattung in den Zimmern wird ihnen als Geschenk offeriert. Diese Willkommenskultur beinhaltet etwa das neue Bett, die Bettwäsche und einen Schrank. Gemeinderat Dubach begründet diese Grosszügigkeit als «wichtige Integrationsmassnahme». Damit wolle man bei den Asylsuchenden erreichen, «dass sie dem Material von Anfang an Sorge tragen». Überhaupt – ergänzt Fürsorgebeamter Bettchen – müsse die Gemeinde ohnehin frühestens dann fürs Mobiliar aufkommen, wenn die Asylbewerber den Status der vorläufigen Aufnahme erhielten, was die Regel sei. Dann wechselten sie in eine Wohnung und würden so oder so mit Steuergeldern ausgestattet: «In den allermeisten Fällen beziehen diese Personen nämlich Sozialhilfe.»

Folgte man dem Argument, dass eine Schenkung eine Präventivmassnahme gegen Zerstörung ist, müssten alle Hotels ihren Gästen sämtliches Mobiliar sofort schenkungsweise überlassen. Oder die Bürger könnten ganze Tramwagen und Eisenbahnabteile als Eigentum beanspruchen, weil sie nur so die Sitze nicht aufschlitzen und die Wände nicht versprayen würden. Die Schenkung von Mobiliar an die Asylsuchenden bedeutet in der Tat eine neue Stufe des hieszulande betriebenen Asylanatismus: Während das am 5. Juni dem Volk zur Abstimmung vorgelegte Asylgesetz vorsieht, dass die Schweizer für den Bau von Asylunterkünften enteignet werden können, nehmen unsere Behörden die Eigentumsrechte der Asylananten offenbar bis zum Absurden ernst. ○

«Es läuft etwas falsch im Land»

Eine Schweizerin vermietet ein Zimmer an eine junge Asylantin – und gerät über deren Lebensverhältnisse ins Grübeln. Die Eritreerin bemüht sich weder um Ausbildung noch um Arbeit. Dank grosszügiger Sozialhilfe hat sie ausgesorgt. *Von Alex Reichmuth*

Seit letztem Dezember haben Petra Gerber* und ihr Partner eine Mitbewohnerin. Das Paar lebt in einer Zürcher Gemeinde und hat ein Zimmer in ihrer Wohnung an die Eritreerin Hana* vermietet. Hana ist 2014 als Asylbewerberin in die Schweiz gekommen. Im letzten Herbst wurde sie als Flüchtling anerkannt. Damit konnte sich die 26-Jährige eine eigene Unterkunft suchen. Der Kontakt zu Petra Gerber kam über Hanas Tante zustande, die ebenfalls in der Schweiz ist. In den Monaten nach dem Einzug hat Gerber ihrer Untermieterin geholfen, die Dokumente zu ordnen und den Inhalt von Behördenschreiben zu verstehen. So hat Gerber einiges über Hanas Lebensumstände und Vergangenheit mitbekommen.

Hana lebt vollständig von der Sozialhilfe. Das Zimmer bei Gerber bezahlt das Sozialamt. Schon kurz nach dem Einzug fiel Gerber Hanas Verhalten auf. «Ich ging davon aus, dass sie jedes Interesse hat, schnell Deutsch zu lernen, und sich um einen Job bemüht.» Doch weit gefehlt. «Hana ist hauptsächlich mit dem Kontakt zu ihrer grossen Verwandtschaft in der Schweiz befasst», so Petra Gerber. Die junge Frau halte sich häufig bei ihren Familienangehörigen auf und sei teilweise wochenlang abwesend. «Wenn sie da ist, verbringt sie die Tage mit Schlafen und Telefonieren.»

Zwar sollte Hana seit Februar täglich einen Deutschkurs besuchen. Auch den bezahlt ihr das Sozialamt. Eine Präsenzpflicht gibt es aber nicht. «Hana geht so gut wie nie in den Unterricht», so Gerber. Darum könne sie auch nach drei Monaten noch keinen Satz auf Deutsch sagen. Als Flüchtling hat Hana zwar das Recht zu arbeiten. Um eine Stelle oder um eine Ausbildung bemühe sie sich aber nicht ansatzweise, sagt Gerber. «Warum sollte sie auch. Sie hat ja alles, was sie sich wünscht.»

Das Sozialamt bezahlt Hana monatlich 1000 Franken aus. Das ist für die Eritreerin offensichtlich mehr als genug, so Gerber. «Sie ist immer bestens gekleidet und etwa mit neuen Adidas-Schuhen ausgestattet.» Verkehrsbussen, auch über dreistellige Beträge, machten ihr kaum Eindruck. Diese kämen regelmässig ins Haus, könnten von Hana offenbar aber problemlos beglichen werden. Auch sei die junge Frau derzeit bei einem Spezialisten für Zahnimplantate in Behandlung – um gleich fünf Zähne ersetzt zu bekommen. Die Kosten der Behandlung beliefen sich mit Sicherheit auf Tausende von Franken, vermutet Gerber. Auch das bezahlt das Sozialamt.

Petra Gerber irritieren weiter die Hintergründe von Hanas Flucht in die Schweiz. Diese musste in ihrem Heimatland wie die meisten jungen Eritreer im Rahmen des National Service arbeiten, das heisst, eine Art Zivildienst leisten. Diesen Dienst hat Hana ohne Erlaubnis quittiert und hat sich ins Ausland abgesetzt. Die Reise in die Schweiz kostete 3000 Franken und wurde von ihrem Onkel in den USA bezahlt. Der *Weltwoche* liegt das Protokoll von Hanas Erstbefragung durch die Migrationsbehörden vor. Darin lassen sich keine Hinweise finden, dass Hana in Eritrea verfolgt worden oder bedroht gewesen wäre. Sie nannte «Schule beenden» und «Sprache lernen» als Gründe, in die Schweiz gekommen zu sein. Warum Hana Flüchtling sein soll, ist schleierhaft. Der Bund gibt wegen des Datenschutzes zu einzelnen Entscheiden keine Auskunft.

Zwecks Hochzeit im Sudan

«Ich habe gewiss nichts gegen Hana», betont Gerber, «sie ist freundlich und anständig.» Dennoch würden die Beobachtungen ihr zu denken geben. «Wenn man, ohne verfolgt worden zu sein, in der Schweiz Asyl bekommen kann und hier ohne Gegenleistung reichlich versorgt wird, dann läuft etwas falsch in unserem Land.» Sie denke an die vielen Einheimischen, die trotz strenger Arbeit nicht annähernd so gut gestellt seien wie Hana.

Derzeit steht das Zimmer der Eritreerin leer. Am 6. Mai hat sich Hana bei Gerber abgemeldet, für einen vollen Monat. Sie ist in den Sudan gereist, ein Nachbarland von Eritrea. Dort heiratet sie ihren Verlobten, ebenfalls einen Eritreer. Ihre ganze Familie trifft sich dort für die Feierlichkeiten. Petra Gerber hat mitbekommen, dass Hana ein neues iPhone 5 und Lederschuhe bester Qualität als Geschenke für ihren künftigen Ehemann besorgt hat.

Hanas Pläne lauteten zuerst anders. Im Februar beantragte sie, dass ihr Verlobter in die Schweiz kommen dürfe. «Es sei meinem Verlobten [...] die Einreise in die Schweiz zu bewilligen, und er sei in meine Flüchtlings-eigenschaft einzubeziehen, und es sei ihm Asyl zu gewähren», forderte sie in einem Schreiben an den Bund, das laut Gerber von einem Anwalt formuliert worden ist. Doch die Migrationsbehörden lehnten das Gesuch ab.

Petra Gerber rechnet damit, dass Hana schwanger aus Afrika zurückkommt: «Mit einem Kind stehen die Chancen, dass ihr Ehemann in die Schweiz kommen kann, wohl besser.» Die Schweizer Steuerzahler hätten dann gleich für eine ganze Familie statt nur für eine Einzelperson aufzukommen.

*Name geändert



«Sie hat ja alles, was sie sich wünscht.»

Schlauer als die Natur

Seit Urzeiten suchen Menschen nach der Wundermaschine, die sich selber antreibt. Mit der Aufklärung schien der Traum vom Perpetuum mobile vorbei. Ein Irrtum. Projekte, welche die Grundgesetze von Physik und Ökonomie überwinden wollen, sind wieder im Trend. *Von Alex Baur*

Es war eine jener Nachrichten, die man gerne liest. «In Uri wird die Luftfahrt revolutioniert», verkündete die *Zentralschweiz am Sonntag* im letzten Dezember. «Ein sechsköpfiges Forscherteam der Firma Ingwerk AG in Altdorf ist daran, die Regeln der Flugzeugtechnik neu zu schreiben», jubelte die Zeitung. Sagenhafte 50 Prozent Kerosin soll ein neuartiges Düsentriebwerk einsparen. Der Trick: Die Luft wird von hinten angesaugt, was zu einem Beschleunigungseffekt führe. Der Erfinder Martin Ziegler habe sich, so lesen wir, mit dem Zetjet-Triebwerk «selber ein Denkmal gesetzt».

Letzte Woche vermasselte der *Tages-Anzeiger* die Euphorie am Vierwaldstättersee: Nach nur vierzehn Monaten habe das Bundesamt für Zivilluftfahrt (Bazl) den Geldhahn für das fabelhafte Triebwerk zugezogen, meldete die Zeitung. Man sei zum Schluss gekommen, dass Zieglers geniale Idee in der Realität nicht funktionieren könne. Weil sie fundamentalen Prinzipien der Physik widerspricht.

Genau davor hatten renommierte Physiker gemäss *Tages-Anzeiger* aber schon gewarnt, lange bevor das Bazl 1,35 Millionen Franken Steuergelder für das Projekt lockermachte. Bereits 2014 hatte sich das Europäische Patentamt in Den Haag geweigert, Zieglers geniales Düsentriebwerk zu patentieren. Das Bundesamt zahlte trotzdem. Als die Beamten endlich die Notbremse zogen, waren bereits 820 000 Franken unwiederbringlich verfeuert – für ein Projekt, das die Naturgesetze überlisten will.

Ungeahnte Renaissance

Der Traum vom Perpetuum mobile – der ewigen Wundermaschine, die ihre Kraft aus sich selbst schöpft – beflügelt die Menschen seit Urzeiten. Die alten Inder sollen schon damit experimentiert haben. Selbst der geniale Leonardo da Vinci entwarf ein Gerät, welches dank der Hebelkraft die Gravitation nutzen sollte. Es blieb bei der Planzeichnung, weil da Vinci ahnte, dass etwas nicht aufgehen konnte. Mit der Aufklärung und der Definition der Naturgesetze schien der Traum definitiv vorbei. Man erkannte, dass Energie niemals geschaffen oder vernichtet, sondern immer nur umgewandelt wird.



Die Alchemisten sind wieder unterwegs.

1775 erklärte die französische Akademie der Wissenschaften offiziell, dass sie keine Arbeiten zum Perpetuum mobile mehr entgegennehme. Was den Gesetzen der Physik widerspricht, wird seither nicht einmal geprüft. Diese rationale Selektion ermöglichte die echten grossen Erfindungen. Angefangen bei der Dampfmaschine. Erstmals war der Mensch nicht mehr von den Launen der Witterung abhängig. Mühlen und Schiffe funktionierten fortan unabhängig vom Wind. Und bald leuchteten auch schon die Glühbirnen, egal, ob die Sonne gerade schien oder nicht.

Gut zwei Jahrhunderte später erlebt das Perpetuum mobile eine ungeahnte Renaissance, wengleich nicht in der mittelalterlichen Reinkultur. Die Propheten haben dazugelernt. Von einem Perpetuum mobile redet heute keiner mehr. Das Schlagwort heisst Nachhaltigkeit. Man will der Natur alles zurückgeben, was man ihr weggenommen hat. Das ist natürlich nicht so simpel wie beim guten alten Perpetuum mobile, doch im Kern dasselbe. Die komplexen Theorien vernebeln bloss den Blick

aufs Prinzip: ein ewiges energetisches Nullsummenspiel, bei dem alle Störfaktoren und Nebenwirkungen, die das Ideal zunichtemachen, ausgeblendet werden.

Ein leuchtendes Beispiel für das moderne Perpetuum mobile ist der Solarflieger von Bertrand Piccard. Das medienwirksam inszenierte Abenteuer soll dem durchschnittlichen, in physikalischen Belangen wenig kundigen Zeitgenossen das vermeintlich brachliegende und kostenlose, enorme Potenzial der Sonnenstrahlen vorgaukeln. Wenn er nur wollte, so die Message, könnte der Mensch eines Tages ohne Treibstoff, Lärm und Abgase um die Welt fliegen.

Wer nur die elementarsten Grundlagen der Aerodynamik kennt, braucht nicht lange zu rechnen: Es ist nicht möglich. Die Energiedichte ist schlicht zu gering, selbst wenn die Sonne immer überall scheinen würde und ihre Strahlen zu hundert Prozent genutzt werden könnten. Piccards Solarfahrt ist in Wahrheit ein Motorsegler, der sich in erster Linie mit dem Wind fortbewegt und unter gewissen meteorologischen Bedingungen einen Menschen lange in der Luft

halten kann. Das ist eine beachtliche Leistung. Doch viel mehr liegt nicht drin. Das Problem ist nicht technologischer Natur, es liegt an den Grundgesetzen der Physik.

Trotzdem wollen einige Länder – unter anderem die Schweiz – ihre Energieversorgung nach dem Ideal des unerschöpflichen Perpetuum mobile umbauen. Windmühlen und Solaräcker werden mit gigantischen Summen subventioniert, obwohl man weiss, dass der Ertrag, gemessen am Verschleiss der Ressourcen, nachgerade kläglich ist. Vor allem fällt der Flutterstrom von Wind und Sonne selten dann an, wenn man ihn braucht. Als wäre die Dampfmaschine nie erfunden worden, soll der Mensch seinen Energieverbrauch wieder nach den Launen des Wetters ausrichten.

Die gute alte Biomasse, Brennholz im Volksmund, ist nicht viel ineffizienter. Wollte man zum Beispiel die Produktion von Mühleberg, dem kleinsten Kernkraftwerk der Schweiz, durch Biotreibstoff ersetzen, so müsste man eine Fläche von der Grösse des Kantons Bern mit Raps bebauen. Das wäre nicht nur ökonomisch

misch, sondern auch ökologisch ein Irrsinn. Doch von solchen Banalitäten lässt sich der moderne Energiestrategie nicht beirren.

Das Perpetuum mobile hat auch in der Wirtschaft eine ungeahnte Renaissance erfahren. Bis vor wenigen Jahren galt das angelsächsische Bonmot als Grundregel: «There is no such thing as a free lunch.» Frei übersetzt heisst das: Nichts ist gratis, irgendeiner bezahlt immer. Im Mittelalter wollten die Alchemisten Stein in Gold umwandeln: Man müsste nur die geheime Formel finden, den «Stein der Weisen», dann wären alle Nöte der Menschheit mit einem Schlag gelöst. Mit der Aufklärung kam die Einsicht: Wenn alle Gold in Fülle hätten, wäre das Gold so wertlos wie der Stein. Dachte man zumindest bis vor ein paar Jahren.

Die Alchemisten sind wieder unterwegs. Oswald Sigg – ein promovierter Ökonom notabene, als langjähriger Bundesratssprecher ein angesehener Mann im Lande – ist einer von ihnen. Sigg rührt zurzeit die Werbetrommel für ein bedingungsloses Grundeinkommen, das die Menschen vom lästigen Arbeitszwang befreien soll. Jeder Erwachsene soll monatlich 2500 Franken bekommen, egal, ob er etwas dafür leistet, für jedes Kind kämen noch 625 Franken dazu. Die Sache hat nur einen Haken: Gemäss den Berechnungen des Bundesrates würde die Volksrente jährlich 208 Milliarden

Franken kosten (abzüglich der 55 Milliarden, die schon heute via Sozialwerke umverteilt werden). Woher soll man das Geld nehmen?

Siggs Mikrosteuer

Sigg weiss eine Lösung, die jeden Alchemisten neidisch gemacht hätte: die Mikrosteuer. Gemäss Sigg wird das gesamte Volkseinkommen mit Milliarden von Transaktionen etwa 300-mal im Jahr umgewälzt. Würde man nun auf jede Transaktion eine Steuer von beispielsweise fünf Promille erheben – eine Summe, die ja kein Mensch bemerkt und die keinem weh tut –, kämen die Milliarden locker zusammen. Und der Clou: Je mehr Geld die Bürger haben, desto mehr Transaktionen machen sie, desto mehr Steuern kommen rein, die man wieder verteilen kann, was zu neuen Transaktionen führt, auf die man wiederum Mikrosteuern erheben kann. Das perfekte Perpetuum mobile! Wozu auch noch arbeiten, wo doch die wahre Tugend im Geldausgeben liegt – und das erst noch mit Steuern, die keinem weh tun. Willkommen im ewigen Schlaraffenland.

Konservative Ökonomen werden natürlich den Kopf schütteln und einwenden: «Wenn der Staat dem einen 2500 Franken im Monat schenkt, muss er dieses Geld anderen wegnehmen, und das kann nicht schmerzlos sein.» Dazu käme der Verwaltungsaufwand, der erfahrungsgemäss nicht zu knapp ausfällt, wenn

Beamte am Werk sind. Es wäre ein Nullsummenspiel mit enormen Reibungsverlusten. Ganz zu schweigen von den Nebenwirkungen. Es könnte ja sein, dass viele nicht mehr arbeiten, wenn sich Arbeit nicht mehr lohnt.

Doch Oswald Sigg befindet sich in bester Gesellschaft. Was er im Mikrobereich durch-exerzieren möchte, proben die modernen Griechen längst im Makrobereich. Der Euro ist für sie so etwas wie ein bedingungsloses Grundeinkommen, das sie ohne Gegenleistung überwiesen bekommen. Offenkundig sind die Südeuropäer weder willens noch in der Lage, auch nur die Zinsen für ihre exorbitanten Schulden zu bezahlen. Warum sollten sie auch: Solange die Zentralbanken die Geldmenge stetig ausweiten und zinslos zur Verfügung stellen, können sie ihre Schulden beliebig aufstocken. Ein ökonomisches Perpetuum mobile.

Nun weiss jeder kleine Kreditbetrüger: Man kann Löcher in der Bilanz nicht ewig mit neuen Löchern stopfen. Früher oder später knallt es. Es ist wie mit den Schneebällen, die zur Lawine heranwachsen: Irgendwann krachen sie alle auf den Talboden, und dann gnade uns Gott. Schon viele Finanzgenies haben es versucht; bislang ist es noch keinem gelungen, die Grundgesetze der Ökonomie zu überwinden. Doch wer ans Perpetuum mobile glaubt, hat sich von der banalen Realität noch nie beirren lassen. Auch das scheint ein Naturgesetz zu sein. ○

Bewährtes



NEIN zu schlechterem Service!

zerstören?

Die Service Public-Initiative gefährdet:

- den Erhalt und Ausbau der Infrastruktur von SBB, Swisscom und Post
- Einnahmen von Gemeinden, Kantonen und Bund in Millionenhöhe
- Investitionen in die Infrastruktur der Rand- und Berggebiete

www.servicepublic.ch

Deshalb am 5. Juni: Schädliche
Service Public-
Initiative

NEIN



Ade, Cervelat

Die Schüler in Binningen bekommen bald kein Schweinefleisch mehr auf den Teller. Die Baselbieter Gemeinde macht ihrem Catering-Unternehmen eine entsprechende Auflage. Der Verzicht habe nichts mit Forderungen muslimischer Kreise zu tun, heisst es. *Von Alex Reichmuth*



Verpflegung, die Schweinefleisch enthält, wird seltener.

Die Ausschreibung der Gemeinde Binningen unter dem Titel «Submission Mittagstisch» ist eindeutig formuliert: Gesucht wird ein Caterer, der den Primarschülern und Kindergärtnern ab nächstem Sommer regelmässig «Fisch oder Fleisch» serviert, aber «kein Schweinefleisch». Gemäss Ausschreibung geht es um täglich 50 bis 220 Mahlzeiten.

Bei der Anmeldung für den Mittagstisch werde in letzter Zeit vermehrt eine Verpflegung ohne Schweinefleisch gewünscht, sagt Bernard Keller, stellvertretender Verwaltungsleiter von Binningen. Konkret würden fünf Prozent der Kinder beziehungsweise deren Eltern diesen Wunsch äussern. Die Gründe dafür seien der Gemeinde nicht bekannt, so Keller. Binningen habe sich nun für einen Schweinefleischverzicht entschieden, um den Aufwand für den gesuchten Caterer im Rahmen zu halten. «Der Entscheid hat nichts mit Rücksicht auf religiöse Kreise zu tun», versichert Keller. Insbesondere sei die Gemeindeverwaltung nie von muslimischen Einwohnern kontaktiert worden, um ein Schweinefleischverbot durchzusetzen. Weil es ernährungsmässig gleichwertige Alternativen gebe, sei der generelle Verzicht auf Schweinefleisch nicht problematisch.

Möglicherweise ist Binningen die erste Schweizer Gemeinde, die ein dauerhaftes

Schweinefleischverbot für alle Kinder einführt – und ihnen damit unter anderem den beliebten Cervelat vorenthält. Bisher gibt es keine Berichte über andere Ortschaften, die grundsätzlich auf Schweinefleisch verzichten. In Klassenlagern hingegen ist der Schweinefleischverzicht zum Teil schon üblich – «aus Respekt gegenüber muslimischen Schülern», wie Lilo Lätzsch vom Zürcher Lehrerverband zu 20 Minuten sagte. Von Schweinefleisch absehen müssen auch die Schaffhauser Zivilschutzangehörigen. Der Kanton hat die Restaurants, die die Dienstleistungen verköstigen, angewiesen, nur noch Menüs ohne Fleisch vom Schwein zu servieren.

Zwang in Dänemark

In Deutschland gibt es schon in zahlreichen Krippen, Kindergärten und Schulen kein Schweinefleisch mehr auf den Teller. Vor allem Kantinen in grossen Städten, wo der Anteil der Muslime in manchen Quartieren bis zu fünfzig Prozent beträgt, verzichten darauf. «In den nächsten Jahren wird das Schweinefleisch immer weiter von den Speiseplänen in Kitas und Schulen verschwinden», kündigte Ulrike Arens-Azevêdo an, Vizepräsidentin der Deutschen Gesellschaft für Ernährung. Der CDU des Bundeslandes Schleswig-Holstein geht das zu weit. Sie beantragte im letzten Winter, dass Schweinefleisch im Angebot von öffentli-

chen Kantinen und Schulen bleibt – mit der Begründung, es dürfe keine «falsch verstandene Rücksichtnahme auf Minderheiten geben». Doch im März lehnte das Parlament Schleswig-Holsteins die «Schweinefleisch-Pflicht» klar ab. Es gehe nicht an, dass die CDU «Überfremdungsängste» und «Ressentiments» schüre, hiess es bei den anderen Parteien. Anders hat sich die Stadt Randers in Dänemark entschieden. Sie schreibt seit letztem Januar ihren öffentlichen Kantinen vor, dass sie Schweinefleisch anbieten müssen. Es gelte, der dänischen Esskultur ihren Platz einzuräumen, wurde der Beschluss begründet.

«Da wird eine Grenze überschritten»

Der Verzicht auf Schweinefleisch in Binningen stösst ebenfalls auf Kritik. Es sei zwar richtig und angemessen, dass Schulen auf unterschiedliche Ernährungsgewohnheiten Rücksicht nähmen, sagt Jasmin El-Sonbati, muslimische Autorin und Gymnasiallehrerin in Basel. Ein Schweinefleischverbot für alle erachte sie aber als «problematisch» – zumindest, wenn es aus religiöser Rücksicht und nicht aus gesundheitlichen Überlegungen erfolge. Dezidiert äussert sich Saïda Keller-Messahli, Präsidentin des Forums für einen fortschrittlichen Islam. «Da wird eine Grenze überschritten», mahnt sie. Keller-Messahli vermutet Forderungen radikaler islamischer Kreise hinter dem Binninger Schweinefleischverzicht, auch wenn die Gemeinde das dementiert. «Man darf solchen Forderungen nicht nachgeben, sonst geht das immer weiter», so Keller.

Der selbsternannte Islamische Zentralrat Schweiz (IZRS) hingegen begrüsst das Schweinefleischverbot. Weil wohl eine Mehrheit der Einwohner «aus verschiedenen Gründen» keinen Appetit mehr auf Schweinefleisch habe, könne man den Entscheid Binningens «aus rein praktischen Überlegungen» nachvollziehen, schreibt Qasim Illi. Allerdings, so der IZRS-Sprecher, sei mit dem Verzicht auf Schweinefleisch «das Problem für Juden und Muslime» nur zur Hälfte gelöst. Es müsse auch sichergestellt sein, dass bei der Zubereitung «keinerlei schweinischen Erzeugnisse» wie Gelatine oder gewisse Emulgatoren genutzt würden. Weiter müsse darauf geachtet werden, «dass das Fleisch korrekt nach jüdischer oder islamischer Art geschlachtet wurde», so Illi. Gut möglich also, dass bei der Binninger Gemeindeverwaltung bald neue Wünsche eintreffen, wenn das Schweinefleisch erst mal vom Tisch ist. ○

Freudloser Glücksweltmeister

In Ranglisten der zufriedensten Menschen belegen die Schweizer regelmässig Spitzenplätze. Als besonders fröhlich gelten wir indes nicht. Wie kommen dann die Glücksforscher zu ihren Resultaten?

Von Mathias Binswanger



Vergleicht man das Glück oder die Zufriedenheit der Menschen in verschiedenen Ländern, dann weist die Schweiz stets Spitzenresultate auf. Gemäss empirischen Untersuchungen gehören Schweizerinnen und Schweizer zu den weltweit glücklichsten Menschen. Auch im jüngsten, vor ein paar Wochen publizierten «World Happiness Report» des Jahres 2016 liegt die Schweiz knapp hinter Dänemark an zweiter Stelle.

Aufgrund solcher Zahlen könnte man schliessen, dass die Schweiz ein von besonders fröhlichen Menschen bewohntes Land sei. Doch wenn Ausländer zu Besuch kommen, beginnen sie bald an den hohen Glückswerten der Schweizer Männer und Frauen zu zweifeln. Begibt man sich nämlich an neuralgische Stellen wie etwa den Bahnhof von Zürich, dann muss man sich schon Mühe geben, um irgendwo ein fröhliches oder glückliches Gesicht zu entdecken. Die Gesichter erinnern viel eher an Menschen, die gerade von der Beerdigung eines Verwandten kommen und dabei noch erfahren haben, dass sie nichts geerbt haben. Wo befinden sich also all die glücklichen Menschen in der Schweiz, wenn man ihnen nie begegnet? Oder sind die Schweizer einfach besonders geschickt darin, ihr Glück in der Öffentlichkeit zu verbergen?

Um dieses Paradox erklären zu können, muss man sich zunächst die Frage stellen, wie Glück überhaupt gemessen wird. Ideal wäre es, wenn dafür ein technisches Messgerät existierte, welches den Glückszustand eines Menschen objektiv feststellte. Ein solches Messgerät würde dann zum Beispiel die elektrische Hirnaktivität, die Konzentration gewisser Substanzen im Gehirn, den Pulsschlag und die Hautfeuchtigkeit messen und daraus mittels eines Algorithmus einen objektiven Glückswert berechnen. Der britische Ökonom Francis Edgeworth beschrieb bereits Ende des 19. Jahrhunderts ein solches Gerät und nannte es Hedonometer. Doch leider hat uns der technische Fortschritt in dieser Hinsicht im Stich gelassen – bis heute gibt es keine Hedonometer. Also bleibt den Glücksforschern nichts anderes übrig, als die Menschen nach ihrem jeweiligen Glückszustand zu befragen.

Befragungen haben aber stets auch ihre Tücken. So weiss man, dass Menschen bei Fragen nach ihrem persönlichen Glück im Allge-

meinen zu positive Antworten geben. Diese Tatsache hat sogar einen wissenschaftlichen Namen: *social desirability bias*. Menschen sagen, dass sie glücklich sind, weil sie das Gefühl haben, es sein zu müssen. Denn häufig hat man ja alles, was es zu einem angeblich glücklichen Leben braucht: einen guten Job, ein ansprechendes Einfamilienhaus, zwei Autos der oberen Mittelklasse, Kinder ohne Lernschwierigkeiten in der Schule und eine einigermaßen funktionierende Ehe. Also sollte man doch zufrieden sein. Und dies erst recht in einer Ge-



Eine Frage der Einstellung.

sellschaft, die zunehmend nur noch aus erfolgreichen, souveränen, selbstbestimmten und demzufolge natürlich auch glücklichen Männern und Frauen zu bestehen scheint.

Besonders in der Deutschschweiz ist der *social desirability bias* stark ausgeprägt. Umfragen zum Thema Glück ergeben mit schöner Regelmässigkeit, dass die Deutschschweizer die glücklicheren oder zufriedeneren Menschen sind als die Romands oder die Tessiner. Das dürfte aber weniger daran liegen, dass die Deutschschweizer tatsächlich die glücklicheren Menschen sind, sondern an einer anderen Einstellung. In den westlichen und südlichen

Teilen der Schweiz ist das Gefühl, «zufrieden sein zu müssen», kulturell weniger verankert. Vielmehr sind diese Landesteile schon von der mediterranen Mentalität angesteckt, in der es üblich ist, sich zunächst einmal zu beklagen. Dies erklärt dann auch, weshalb Frankreich und vor allem Italien bei internationalen Glücksvergleichen immer ziemlich schlecht abschneiden. So liegt Italien im neuesten «World Happiness Report» nur auf Platz 50. Und diese schlechte Rangierung kann nicht mit der gegenwärtig desolaten wirtschaftlichen Lage erklärt werden, da Italiener auch schon viel früher durch tiefe Glückswerte auffielen.

Ärger über Kleinigkeiten

Mentalitätsunterschiede beeinflussen also die Ergebnisse von Glücksumfragen in verschiedenen Ländern. Etwas überspitzt könnte man sagen, dass Deutschschweizer eher freudlose Menschen sind, die sich aber verpflichtet fühlen, glücklich zu sein. Und bei den Italienern, und in abgeschwächter Form auch bei den Tessinern, handelt es sich um eigentlich fröhliche Menschen, die aber eine Neigung haben, sich über alles zu beklagen. Aus diesem Grund müssen Umfrageergebnisse zu Glück oder Zufriedenheit mit Vorsicht interpretiert werden. Nicht in jedem Menschen, der sich als glücklich bezeichnet, wohnt tatsächlich das Glück.

Wenn es um Leistung und Arbeit geht, haben wir in der Schweiz mittlerweile sogar einen eigentlichen Unzufriedenheitskult entwickelt. Wir sind darauf getrimmt, das Glas nicht zu neun Zehnteln voll, sondern zu einem Zehntel leer zu sehen. Wir ignorieren geflissentlich, auf welchem hohem Niveau wir leben und welche Möglichkeiten das Leben den meisten Bewohnern der Schweiz bietet. Stattdessen vermiesen wir uns das Leben, indem wir uns über nichtfunktionierende Kleinigkeiten aufregen und auf Probleme fokussieren, die uns im Alltag gar nicht betreffen. Wir sollten deshalb versuchen, unsere bei Glücksumfragen geäusserten hohen Glückswerte vermehrt auch in die Praxis umzusetzen.

Mathias Binswanger ist Ökonom und Professor für Volkswirtschaftslehre an der Fachhochschule Nordwestschweiz in Olten sowie Privatdozent an der Universität St. Gallen.

Weisheit und Tugend

Kaiser Karl IV. war eine der faszinierendsten Herrscherfiguren des Mittelalters. Er tanzte, buhlte um schöne Damen, sammelte Reliquien und machte Prag zum Zentrum des Reichs. Tschechen und Deutsche feiern gemeinsam seinen 700. Geburtstag. *Von Philipp Gut*

Als die Tschechische Republik am 14. Mai dieses Jahres im Veitsdom auf der Prager Burg vor Staatsgästen und kirchlichen Würdenträgern den 700. Geburtstag «ihres» Kaisers zelebrierte, sprach Milos Zeman kurz, aber spitz. Der sozialdemokratische Präsident, der sich beim Einmarsch durch das Goldene Tor, begleitet von Fanfarenklängen, auf einen Gehstock stützte, ehrte Karl als «Vater der Heimat» und bemerkte, Berlin sei noch «ein Dorf ohne Wert» gewesen, als der Kaiser die Prager Burg bezogen habe. Die geschichtsstolze Stichelei steht in einem gewissen Kontrast zu den sonstigen offiziellen Anstrengungen im Jubiläumsjahr. Am Tag nach der heiligen Messe zu Ehren des Kaisers eröffnete in der ehemaligen Reithalle von Feldherr Wallenstein am Fuss der Burg eine «bayerisch-tschechische Landesausstellung» über Karl IV. Die «erste gemeinsame», wie die Veranstalter betonten.

Tatsächlich gehört der Kaiser zu den Ikonen der böhmisch-tschechischen Geschichte, aber er ist auch und vor allem eine europäische Figur. Er stammt aus dem Geschlecht der Luxemburger und mütterlicherseits aus jenem der Premysliden. Neben Tschechisch sprach der gebildete Herrscher Deutsch, Französisch, Italienisch und Latein. Wie üblich in jener Zeit, war es mit elterlicher Zuneigung nicht allzu weit her: Schon im Alter von sieben Jahren wurde Karl zur Erziehung nach Paris geschickt. Neben Sprachen und Grammatik lernte er diplomatisches Verhalten, die Kunst der Selbstbeherrschung wurde zu einem seiner grossen Vorzüge, das Wort zu seiner stärksten Waffe. Die Zeitgenossen fürchteten ihn als «Karl den Listigen».

Gefährliche Neider

Aus dieser persönlichen Prägung machte Karl ein Programm: Während die Könige vor ihm sich als «erste Ritter» inszeniert und gewissermassen aus dem Sattel regiert hatten, machte Karl die Stadt Prag zu seiner festen Residenz. Er umgab sich mit Gelehrten und Künstlern, die den Kaiserhof in ein geistiges Zentrum von europäischer Strahlkraft verwandelten, und schuf ein neues Idealbild des Herrschers, als eines «Königs der Weisheit und Tugend». «Entscheidungen traf er eher allein als nach Beratung, weil er durch seinen scharfen Verstand und gehörigen Fleiss den andern überlegen war», beobachtete der Chronist Matteo Villani.



Das Wort wurde zu seiner stärksten Waffe: zeitgenössische Darstellung von Karl IV.

In der erwähnten Ausstellung in der Nationalgalerie ist die Gründungsurkunde der Prager Karls-Universität vom 7. April 1348 zu sehen, daran das Siegel an Seidenfäden. Es war die erste Universität nördlich der Alpen, und Karl gründete zahlreiche weitere Hochschulen, darunter in Genf, Perugia, Siena, Florenz und Orange. In seiner Leichenpredigt liess sich Karl mit König Salomo vergleichen, «der mit Weisheit Krieg führte», während Karl selbst «mit Weisheit ohne Krieg den Frieden festigte».

Das sahen freilich nicht alle so, besonders die Konkurrenten um die Macht. Maximilian I., einer seiner Nachfolger auf dem Kaiserthron, soll gegifelt haben, Karl sei zwar der Vater Böhmens, aber ein schlechter Stiefvater des Reichs gewesen. Der Habsburger liess sich sogar zum Satz hinreissen: «Nie ist das Reich von einer Pest betroffen worden, die verderblicher als Karl IV. gewesen wäre.» Die Aussage ist insofern typisch, als die deutschen Chroniken bis ins 19. Jahrhundert hinein meist ein negatives Bild von Karl zeichnen.

Als «Sammler von Königskronen» hatte der spätere Kaiser früh gefährliche Neider. 1346 liess er sich zum römisch-deutschen Gegenkönig ausrufen, gegen den amtierenden Wittelsbacher Ludwig IV. Die Krönung fand in Köln und nicht in Aachen statt, weil die loyalen Aachener Ratsherren den Usurpator nicht in die Stadt hereinliessen. Bei seinem rasanten Aufstieg hatte Karl auch Glück: Ludwig IV. starb bald darauf, seine eigene Machtbasis und Legitimität vergrösserte sich. Dann ging es Schlag auf Schlag: 1347 wurde er König von Böhmen.

«Nie ist das Reich von einer Pest betroffen worden, die verderblicher als Karl IV. gewesen wäre.»

1355 liess er sich zuerst die eiserne Krone der Lombardei aufsetzen und wenige Monate später die Kaiserkrone in Rom. 1365 schliesslich kam noch die Krone von Burgund hinzu.

Wo die Macht war, waren die Dichter nie weit. «Für mich bist du nicht mehr der König Böhmens, sondern der Welt, du bist schon römischer Kaiser, wahrhafter Cäsar», sang Petrarca 1355 im Versuch, den designierten Herrscher zur Niederlassung in Rom zu überzeugen. Doch Karl hielt an Prag fest, obwohl ihm der einheimische Adel eher feindlich gegenüberstand.

Bei der Erlangung und Sicherung der Macht stützte sich Karl auf zwei starke Verbündete: auf die Kirche und die Frauen. Er heiratete vier Mal und jeweils sofort wieder, wenn eine Gattin gestorben war. Dabei ging es nicht um Liebe, sondern um Politik. Erstmals wurde der junge Karl bereits mit sieben Jahren verheiratet, mit Blanca von Valois. 1349 heiratete er Anna von der Pfalz, Teile der Oberpfalz fielen an die Böhmisches Krone. Anna starb am 2. Fe-



Wirtschaftliche und kulturelle Blüte: Karlsbrücke.



Starke Verbündete: Blanca von Valois.



Ausdruck göttlicher Gnade: Kaiser-Statue.

bruar 1353, und am 27. Mai vermählte sich Karl mit einer neuen Anna, einer von Schweidnitz. Die Ober- und die Niederlausitz wurden böhmisch. Ein knappes Jahrzehnt später starb die dritte Gemahlin im Kindbett, Karl ehelichte Elisabeth von Pommern. Durch seine Heiratspolitik dehnte er seine Gebiete nach Westen aus und gewann eine Region, die Historiker aufgrund ihrer Schwerindustrie als «mittelalterliches Ruhrgebiet» bezeichnen.

Leidenschaftlicher Reliquienjäger

An die Spitze des Reichs gelangte Karl auch mit Hilfe des hohen Klerus, weshalb man ihn

als «Pfaffenkönig» beschimpfte. In seiner Autobiografie «Vita Caroli» schildert er eine Art Wette auf die beiden höchsten Ämter der irdischen und der himmlischen Macht: Pierre Roger, Abt des Benediktinerklosters Fécamp in der Normandie, den er bei seinem frühen Aufenthalt in Paris kennenlernte, habe ihm prophezeit, er werde einmal römischer Kaiser werden. Darauf habe er geantwortet, dann müsse Roger aber vorher Papst werden. Beides sollte eintreten: Der Benediktinerabt ging als Papst Clemens VI. in die Geschichte ein.

Die Päpste sassens damals in Avignon im Exil. Gegen den Widerstand des französischen



Idealer Herrscher: Wenzelskrone.

Königs handelte Karl später die Rückkehr des Papstes nach Rom aus. Er selbst reiste zu seiner Krönung als Kaiser des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation am 5. April 1355 mit 4000 Rittern vor die Tore der Ewigen Stadt. Drei Tage lang tat er Busse, als einfacher Pilger verkleidet. Umso triumphaler war dann sein Einzug.

Religion und Frömmigkeit spielten im Leben des Kaisers eine zentrale Rolle. Schon Karls Grossvater hatte sich bei Unwettern jeweils in einer mit Reliquien ausgestatteten Truhe versteckt – als Faraday-Käfig der spirituellen Art sollte sie ihn vor Blitzschlag schützen. Karl selbst war ein leidenschaftlicher und berüchtigter Reliquienjäger. Zu manchen Städten und Gotteshäusern verwehrte man ihm den Zutritt aus Furcht, der Kaiser könnte als erster Räuber des Reichs wertvolle Kulturgüter entwenden. Zu seinen Schätzen zählte Karl einen Dorn aus der Dornenkrone Christi und Splitter des heiligen Kreuzes.

Besondere Anstrengungen unternahm Karl IV., um von den böhmischen Heiligen Adalbert, Veit, Wenzel und Sigismund Ganzkörperreliquien zu erhalten. Wenn etwa ursprünglich nur ein Arm vorhanden war, versuchte er möglichst viele der übrigen Körperteile aufzutreiben. Dieses manische Kno-

chensammeln war kein Selbstzweck, es diente dem Seelenheil des Kaisers: Die Reliquien umgeben Karls Grab im Prager Veitsdom, am Jüngsten Tag würden sich die Heiligen er-

heben – und der Kaiser und seine Familie befänden sich mitten unter ihnen.

Auf Karl IV. zurück geht auch die berühmte Wenzelskrone, das Prunkstück unter den



Wehrlose Konkurrenten ausgeschaltet: Judenpogrome, 1349.

böhmischen Krönungskleinodien. Karl ordnete an, dass sie auf dem Schädel des heiligen Wenzel in der Kronkammer des Veitsdoms ruhe. Sie gehörte nicht dem aktuellen König, sondern eben Wenzel, dem idealen Herrscher Böhmens, der sie dem König nur auslieh. An der eingangs geschilderten Zeremonie zu Karls 700. Geburtstag am 14. Mai wurde diese Krone in feierlicher Prozession präsentiert. Normalerweise ist sie weggesperrt. Um sie herauszuholen, braucht es sieben Schlüssel, die sieben verschiedene Amtsträger aufbewahren: darunter der Präsident der Republik, der Premierminister, die Präsidenten von Nationalversammlung und Senat, der Erzbischof von Prag und der Bürgermeister.

Der König benützte die Religion auch als Herrschafts- und Kommunikationsmittel. Er verkehrte in Messen und Predigten direkt mit dem analphabetischen Volk und liess Wallfahrten nach Prag organisieren, die jährlich Zehntausende anlockten ebenso wie die von ihm geförderten Märkte. Er gilt deshalb als

Bei aller Frömmigkeit blieb Karl dem Leben zugeneigt. Er kleidete sich nach der Pariser Mode.

Gründer des Prag-Tourismus, der sich heute nicht zufällig auf der Karlsbrücke verdichtet – auch sie ist ein Bauwerk des einflussreichen Herrschers.

Karl regierte in einer Zeit der Krisen und Katastrophen. In Westeuropa tobte der Hundertjährige Krieg zwischen Frankreich und England. Seuchen, Plagen und Hungersnöte machten der Bevölkerung zu schaffen. In seiner Autobiografie beschreibt der Kaiser, wie ein Schwarm von Heuschrecken «über die ganze Erde» zog: «Ihr Zirpen war einem brausenden Ton ähnlich, ihre Flügel waren wie mit ganz schwarzen Lettern beschrieben, und sie wirkten wie dichtes Schneetreiben, so dass man die Sonne ihretwegen nicht sehen konnte. Ein starker Gestank ging von ihnen aus.»

Die Pest wütete und entvölkerte ganze europäische Landstriche. Böhmen mit der Hauptstadt Prag blieb aber weitgehend verschont – auch dies war ein Grund für den Aufschwung, den die Region unter Karl IV. nahm.

Verrat an der jüdischen Bevölkerung

Mit der Pest hing ein düsteres Kapitel zusammen: die blutigen Pogrome gegen Juden um die Mitte des 14. Jahrhunderts. Karl war daran nicht unschuldig. Er habe aus heutiger Sicht einen «unsympathischen Pragmatismus» an den Tag gelegt, heisst es in der Ausstellung der Nationalgalerie. Im Reich galt das Judenregal – wegen ihrer Dienste, vor allem finanzieller Art, unterstanden die Juden dem Schutz des Königs. Die antijüdische Stimmung wurde in den Pestjahren aufgeheizt, man machte die

Juden für die Seuche verantwortlich. In Städten entlang des Rheins wurden Juden vertrieben und getötet. Die schlimmste Hetzjagd aber trug sich 1349 in Nürnberg zu. Auf Drängen des lokalen Patriziats erteilte Karl die Erlaubnis, jüdische Häuser niederzureissen. Kurz darauf ermordeten die Nürnberger 562 Juden, beschlagnahmten deren Besitz und rissen das Judenviertel ab, um dort den Hauptmarkt zu errichten. Die Motive waren vor allem wirtschaftlicher Natur: Mit dem Pogrom schaltete die Nürnberger Oberschicht, die sich zunehmend dem Finanzsektor zuwandte und die ersten Bankhäuser nördlich der Alpen betrieb, wehrlose Konkurrenten aus.

Die Rolle Karls blieb ambivalent. In Teilen des Reichs und auch im Königreich Böhmen genossen die Juden weiterhin Schutz. Er gewährte ihnen Privilegien, wie das Recht auf Behausung und Erwerbstätigkeit. Im Fall von Nürnberg dominierte das Machtkalkül: Auch



nach dem Tod seines Konkurrenten Ludwig IV. gab es eine starke wittelsbachtreue Fraktion, die 1348 in Nürnberg in offenen Aufstand übergang. Mit dem Verrat an der jüdischen Bevölkerung erkaufte sich Karl die Loyalität dieser lokalen Oberschicht.

Bis in die Neuzeit hinein prägend war Karl IV. durch die Goldene Bulle von 1356, so etwas wie das Grundgesetz des Reichs. Sie blieb bis zu dessen Untergang 1806 gültig und regelte die Wahl der römischen Könige. Sieben Kurfürsten wählten den König in Frankfurt, die Krönung fand dann im Kaiserdom zu Aachen am Grab Karls des Grossen statt. Der erste Reichstag einer neuen Regentschaft war in Nürnberg vorgesehen.

Wie war dieser mächtige Herrscher als Mensch? Privates und Individualität waren damals zwar noch weniger wichtig als heute,

aber eindrücklich ist eine Statue, die auf der Ostseite des Altstädter Brückenturms auf der Karlsbrücke steht und die Besucher jetzt am Eingang zur mehrfach erwähnten Ausstellung begrüsst. Der Kaiser thront dort nicht als Triumphator, sondern wie ein milder älterer Herr. Er hat einen Rundrücken, der Mund steht halb geöffnet, und der Unterkiefer ist leicht zurückversetzt. Es ist das realistische Abbild des Kaisers, der im Jahr 1350 bei einem Turnier mit einem Rennspiess schwer verletzt wurde: Er brach den Unterkiefer, ein Halswirbel wurde zerschmettert, das Rückenmark beschädigt. Karl sank bewusstlos und gelähmt in den Sand der Kampfbahn und überlebte nur dank dem raschen Eingriff der Ärzte und seiner athletischen Konstitution. Die Heilmethoden waren brachial und schmerzhaft: Man schiente ihm den Kiefer mit Gold- und Silberdrähten ein, die Wirbelsäule wurde an den Haaren aufgehängt. Der damalige Kaiserkandidat deutete sein Überleben auf seine Weise: als Ausdruck göttlicher Gnade und seiner eigenen Auserwähltheit.

Rom, Konstantinopel, Prag

Bei aller tiefempfundenen und auch strategischen Frömmigkeit blieb Karl dem Leben zugeneigt. Er kleidete sich nach der exzentrischen Pariser Mode, tanzte leidenschaftlich, machte schönen Damen den Hof. In jungen Jahren hatte er einst seinen Erzieher verprügelt, und doch machte er dank seiner Selbstbeherrschung und klugen Diplomatie Karriere. In einer schwierigen Epoche führte er die mitteleuropäischen Gebiete zwischen den Städten Prag und Nürnberg, die heute die Autobahn «Via Carolina» verbindet, zu wirtschaftlicher und kultureller Blüte. Die Bedeutung seiner Herrschaft beschrieb der Konstanzer Domherr und Chronist Heinrich von Diessenhofen, der notierte, «der Sitz des Kaiserreichs, einst Rom, später Konstantinopel, befindet sich heute in Prag».

Karl starb am 28. November 1378 in der Prager Burg. Auf einer Tragbahre unter einem goldenen Baldachin und begleitet von einem kilometerlangen Leichenzug, wurde er über die Brücke getragen, die heute seinen Namen trägt. Er trug weisse Handschuhe, Fingerlinge, golddurchwirkte Purpurhosen und lag «auf goldenen Tüchern und auf goldenen Polstern in seiner ganzen Majestät», wie die Augsburger Chronik berichtet. Der Kaiser selbst relativierte seine Grösse in einer Inschrift auf seinem Grab im Veitsdom: «Siehe, ich, Karl IV., einst Schrecken der ganzen Welt, ein Kaiser, der keine Niederlage kannte, doch letztlich vom Tod dahingerafft ...» Die schützenden Reliquien seiner Vorbilder umgeben ihn bis heute.

700 Jahre Karl IV.: Nationalgalerie Prag. Bis 25. September.

«Es geht um unsere Identität»

Wer sind wir? Im Ringen um diese Schlüsselfrage wurden in Europa viele Schlachten geschlagen. Für Roger Scruton steht sie auch im Zentrum des Brexit-Referendums. Der führende konservative Denker Grossbritanniens beleuchtet überraschende Gründe für einen EU-Austritt. *Von Urs Gehrig*

Ein Mann mit dem wild gewellten Schopf im Teint eines erbleichten Rotfuchses bewegt sich, neugierig um sich blickend, übers Parkett. «Tock, tock», tönt sein Stock mit Silberknauf. «Danke, danke», sagt er, die Rekonvaleszenz schreite erfreulich voran. Vor ein paar Monaten hatten er und Desmond, sein prächtiges Pferd, eine «unglückliche Begegnung mit einer sehr engen Brücke», was dem Reiter einen vierfachen Schenkelhalsbruch bescherte. Roger Scruton, 72, hat die Aura eines Dandys. Er kleidet sich im Stil des englischen Landadels, seine Umgangsformen sind von vorzüglicher Höflichkeit.

Wir sitzen im türkischen Café am Londoner Piccadilly Circus, rund um uns kreist das Leben, derweil Scruton in sich selbst ruht. Seine Stimme klingt dünn und bebend. Seine Worte jedoch fügen sich zu einem Felsen der Weisheit.

Scruton steht im Ruf, weltweit der emittente Philosoph des konservativen Denkens zu sein. Als Professor für Ästhetik lehrte er an den Universitäten von Boston und St. Andrews in Schottland. Sein gedankliches Fundament hat er in vierzig Büchern von enormer Vielfalt versammelt: Sie reicht von Religion über Architektur, Musik bis zu den Wonnen ästhetischen und kulinarischen Genusses und der Sexualität.

Anders als Brexit-Wortführer Boris Johnson ist Scruton kein glühender Verfechter eines Austritts Grossbritanniens aus der EU. Er ist vielmehr ein abwägend rasonierender, im Kern ängstlicher Mensch, wie er selber sagt, aber letztlich doch überzeugt, dass die Werte Britanniens nur ausserhalb der Europäischen Union bewahrt werden können.

Er hält die EU für «nicht reformierbar». Zu zahlreich und zu widersprüchlich seien die Interessen der Mitgliedsländer. Zu zentralistisch und anachronistisch sei die Brüsseler Machtmetropole. Serenität – heiterer Gleichmut – ist Scrutons Lebenshaltung. «Bewahren» sein Lebensmotto in einer Welt voller Hektik und moralische Erdbeben.

Wir sitzen mitten in London, wo mit Sadiq Khan erstmals ein Muslim zum Bürgermeister einer westlichen Metropole gewählt wurde. Roger Scruton, was bedeutet diese Wahl für London und Grossbritannien?

Es ist eine enorme metaphysische Veränderung. Die Wahl Khans dokumentiert die

Art, wie die Immigrationsbevölkerung an die Spitze unserer Gesellschaft aufgestiegen ist. Und auch, wie der Islam sich in unserer Gesellschaft und in den Köpfen der Briten etabliert hat, denn die meisten sind tolerant. Sie haben nichts gegen Menschen muslimischen Glaubens, sofern diese sich als friedliebende Partner zu verstehen geben.

Ein ganz natürlicher Prozess also; die wachsende muslimische Bevölkerung löst kein Gefühl der Bedrohung oder der Entfremdung aus?

Die Briten müssen erst noch des Ausmasses gewahr werden, wie sehr es muslimischen Menschen schwerfällt, säkular zu leben. Für die Muslime ist letztlich ihr heiliges Buch Quelle der Autorität – der Koran und nicht der Gesetzeskanon, der vom Parlament verabschiedet wird. Für einen Muslim klingt es blasphemisch, zu sagen, dass das menschen-

«Europa hat keine Einheitssprache, kein gemeinsames Rechtssystem, keine gemeinsame Geschichte.»

gemachte Gesetz Vorrang hat vor dem Gottesgesetz. Anders als für uns Christen. Jesus selbst ermöglicht uns, das Gesetz für irdische Dinge zu akzeptieren, wenn er sagt: «So gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist!» Also haben wir die Vollmacht des Begründers unserer Religion, damit übereinzustimmen. Es ist eine grosse Frage, ob muslimische Minderheiten in eine nationale Einheit integriert werden können, ob sie sich Seite an Seite mit ihren christlichen oder atheistischen Nachbarn als Teil derselben Gesellschaft sehen.

Sie sprechen von einem Spannungsfeld divergierender Werte. Wäre es daher nicht sinnvoll, unsere jüdisch-christlichen Werte zu stärken? Wie könnte man dies effektiver tun als in einem politisch vereinten Europa – unter Einschluss Grossbritanniens?

Warum nicht? Es gibt kein logisches Gegenargument. Aber ein solches Europa kann nicht von oben aufgezwungen werden. Ein Staatenbund muss von unten wachsen, wie in den USA. Doch selbst die Amerikaner gingen durch einen schwierigen Einheitsprozess und fochten sogar einen Bürgerkrieg aus. Das Problem der EU ist, dass es keine den Völkern Europas zugrundeliegende Einheit gibt. Wir Europäer haben keine Einheitssprache, kein

gemeinsames Rechtssystem, keine gemeinsame Geschichte, sondern viele Geschichten verschiedener Konflikte.

Kant entwarf die Idee einer «Weltbürgergesellschaft», die nicht der Staatsgewalt unterworfen ist. Verwerfen Sie diese Vision des grossen Königsberger Philosophen?

Es gibt keinen Beleg dafür, dass sie funktionieren kann. Es gibt Beispiele von erfolgreichen Imperien wie jenes der Briten und jenes Österreich-Ungarns im Besonderen. Letzteres basierte auf einem Kompromiss, es funktionierte, weil die vielen nationalen Loyalitäten in seinem Reich sehr lose waren und es den einzelnen Volksgruppen erlaubt war, sich eigenständig zu entwickeln. Aber sobald es einen heftigen Schlag von aussen erlitt, fiel das Reich auseinander.

Sie sehen die nationale Souveränität also als die entscheidende Identität in Europa?

Sie ist nicht das letzte Ziel der menschlichen Existenz. Ich sehe sie als Lösung für ein sehr schwieriges Problem, welches sich in der Frage kristallisiert: «Wie können Menschen in Frieden zusammenleben, obwohl sie einander nicht kennen und verschiedenen Religionen angehören, die sich teils konkurrieren?» Eine Antwort lautet: «Indem sie die Loyalität gegenüber dem Nationalstaat teilen.» Dies ist, was 1648 mit dem Westfälischen Frieden, der die Religionskriege zu einem Ende brachte, im Wesentlichen erreicht wurde. In jeder Krise identifizieren sich die Europäer mit ihren jeweiligen Nationen, innerhalb deren Grenzen sie leben. Das ist total klar. Die einzige Ausnahme ist Deutschland, wo der Nationalismus das Land zerstörte.

Es waren Nationalstaaten, die unseren Kontinent wiederholt in die schlimmsten Schlachtfelder verwandelt haben. Da sie sich politisch vereint haben, erleben wir in Europa die längste Friedenszeit seit dem Römischen Reich. Auch die Briten profitierten davon. Warum also wollt ihr von Bord springen, ins trübe Wasser hinein?

Das vereinte Europa ist eine Erklärung für die lange Friedenszeit. Eine andere ist, dass die Briten – mit den Alliierten – den Krieg gewonnen und die Deutschen ihn verloren haben. Wir haben unsere Freiheit, Unabhängigkeit und Souveränität und die europäischen Werte verteidigt, die von den Nazis und später von den Kommunisten attackiert wurden.

Sie sagen also, dass der letzte grosse Krieg, der über siebzig Jahre zurückliegt, eine



«Vergöttlichung der Weichheit»: Philosoph Scruton.

zentrale Rolle spielt für den Entscheid, sich aus der EU zu verabschieden?

Der Zweite Weltkrieg hinterlässt bis heute ein sehr prägendes Bild, besonders bei der älteren Generation. «Wir, oder unsere Vorfahren, kämpften in diesem Krieg mit allem, was wir hatten», sagen sich viele Briten, «wir riskierten alles, mit dem überragenden Ziel, unsere Unabhängigkeit zu retten. Nun wird von uns verlangt, dass wir sie aufgeben. Wofür sind all diese Menschen gestorben?» Diese Fragen schüren bei uns viele Emotionen. Wir sind das einzige europäische Land, das im Zweiten Weltkrieg gekämpft hat und das nicht geschlagen wurde. Das hat hohen symbolischen Wert. Es bestärkt in den Briten den Sinn für die eigene Identität in enormer Weise.

Gehen wir der britischen Besonderheit weiter auf den Grund. In Ihren Essays verweisen Sie mit Nachdruck auf das Common Law. Was ist so einzigartig daran?

Das Common Law ist ein Rechtssystem, das von unten gewachsen ist. Es wurde nicht von einem König oder einem Parlament erlassen, sondern entwickelte sich aus den Urteilen der Gerichte. Sein Zweck ist es, dem individuellen Fall gerecht zu werden. Es ist sehr alt. Es stammt aus angelsächsischer Zeit. Wir haben Fälle in unserem Gesetz aus dem 11. Jahrhundert, welche immer noch Gültigkeit haben. Es ist ein komplett anderes Regelwerk als jenes im Rest Europas, etwa der Code Napoléon oder das System des römischen Rechts. Es steht gewissermassen über dem Staat. Die Königin kann das Gesetz nicht ändern – es ist das Gesetz, das ihrer Macht zugrunde liegt. In keinem anderen Land hat das Gesetz einen höheren Stellenwert als in Britannien.

Sie als Jurist mögen von den Feinheiten des Common Law profunde Kenntnis haben. Für gewöhnliche Briten ist dies doch einerlei, nicht?

Selbst Leute, die Herkunft und Bedeutung des Gesetzes nicht in ihrer Tiefe verstehen, fühlen es in ihrem Herzen. Sie reagieren instinktiv auf jegliche Ungerechtigkeiten. Besonders auf diejenigen, die von Politikern begangen werden. Sie kritisieren ihre Taten und fragen: «Darf er dies oder jenes?» Denn unser Gesetz steht über aller Politik.

Englisch ist die Lingua franca Europas und der Welt. Da ist es eigentlich unvorstellbar, dass sich Grossbritannien dem Bündnis entzieht. Welche Rolle spielt die englische Sprache in der Brexit-Debatte?

Es ist ein ganz wichtiger Punkt. Englisch ist die Lingua franca, in ganz Europa und auf der ganzen Welt lernt fast jedes Kind Englisch in der Schule. Fast jeder Erdenbürger könnte problemlos in Grossbritannien leben. Somit wird die Sprache für uns zu



«Wir riskierten alles»: Britischer Luftraumbeobachter, London, 1940.

einer Schwäche, weil wir zum beliebten Immigrationsland geworden sind. Während unsere Sprache die Welt umspannt, sind unser nationales Territorium und unser Wohnraum extrem limitiert. Massenhaft wollen Menschen hierherziehen. Wenn wir die Auflagen der Personenfreizügigkeit nicht reformieren können, werden wir durch die Einwanderung überwältigt und zerstört werden.

Überzeugte Brexit-Gegner unter den Lesern haben längst die Geduld verloren. Sie werfen ein: «Den wichtigsten Grund, in der EU zu verbleiben, haben Sie noch mit keinem Wort erwähnt: die Wirtschaft.»

Das ist ein eminenten Einwand. Ich bin überhaupt kein dogmatischer Verfechter des Brexit, die Frage ist sehr komplex. Beide Alternativen sind beängstigend, aber Politiker

«Die Frage «Wer sind wir?» kommt vor der Frage «Wie können wir Geld machen?».»

machen einen grossen Fehler, wenn sie sagen, es gehe primär um die Wirtschaft.
Worum geht es dann?

Um Identität. Die Frage «Wer sind wir?» kommt vor der Frage «Wie können wir Geld machen?». Die Frage nach unserer Identität ist die wichtigste. Sie ist die grosse Frage, mit der die Europäer immer Schwierigkeiten hatten. Sie war die Ursache des europäischen Gemetzels. Die Ursache des Dreissigjährigen Krieges war die Frage: «Sind wir Katholiken oder Protestanten?» Vor dem letzten Weltkrieg haben von den Kommunisten bis zu den Nazis alle mit dieser Frage gespielt. Sie fokussierten auf das falsche

«wir», und es hat die Welt zerstört. Das ist es, worum es beim Brexit geht: Identität.

In den letzten Jahren hat die Migration, besonders aus muslimischen Ländern, stark zugenommen. Wir haben in Europa die Grenzen zwischen unseren Staaten aufgehoben, ohne gleichzeitig die Aussen Grenzen um unseren Kontinent herum ausreichend zu verstärken.

Das war ein Fehler und hat eine grosse Krise ausgelöst. Deutsche Schuldgefühle machen dies schlimmer. Wir alle sind extrem besorgt über die Konsequenzen von Angela Merkels Willkommengesten. Werden Faktoren wie Wissen, Bildungsstand, Religion, Anpassungsfähigkeit von Migrantinnen einfach ignoriert? Milliarden Menschen auf der ganzen Welt möchten gerne in Europa leben. Tun wir nichts dagegen, wird Europa überrannt und zerstört werden. Dem Problem liegt ein geteiltes Interesse aller Europäer zugrunde. Die EU findet jedoch kein taugliches Mittel dagegen. Europa ist attraktiv aufgrund seiner 2000-jährigen Geschichte christlicher Zivilisation, die aus Europa gemacht hat, was es ist. Und es wird uns nicht möglich sein, diese Zivilisation noch mal zu schaffen, wenn sie zerstört wird.

Haben die Europäer den Willen und die Kraft, sich und ihre Werte zu verteidigen?

Unglücklicherweise hat der europäische Prozess eine Art Vergöttlichung der Weichheit hervorgebracht. Weichheit ist die grosse Tugend unserer Zeit – Verzicht auf Gewalt, wenn wir Diplomatie und *soft power* einsetzen können. Aber es kommt eine Zeit, da *soft power* nicht mehr ausreichen wird, und vielleicht haben wir ja die Fähigkeit zu physischer Gewaltanwendung verloren. Es ist

interessant zu beobachten: In den grossen Krisen, in denen es nötig ist, harte Kraft anzuwenden, tun es die Briten, die Amerikaner und die anglophonen Völker, aber die anderen europäischen Völker – ausser den Franzosen – scheuen vor Gewaltanwendung zurück.

Wie können die Europäer ihre Kräfte wieder mobilisieren?

Durch eine Stärkung der jüdisch-christlichen Moral, basierend auf der Nächstenliebe. Beichten und um Vergebung bitten, das sind tief in uns verankerte Vorgänge. Wir müssen sie wiederbeleben. Religion muss ein Teil davon sein. Das hat viel mit Schulerziehung zu tun, Kinder zur Verantwortung zu erziehen. Viele ganz triviale Fragen treiben uns um. Was ist mit der alten Moral geschehen? Was ist mit Sex geschehen? Wir sind so verwirrt, wir wissen nicht, was wir unsern Kindern darüber erzählen sollen. Und wie wir Kinder helfen können, damit fertigzuwerden.

Sie vermitteln den Eindruck, unsere Welt sei im Zerfall begriffen. Wo finden Sie persönlich Momente der Ruhe und der Kraft?

Für mich waren Kunst, Musik und Literatur immer Rückzugsorte. Aber auch die Familie und das Landgut, auf dem ich wohne. Ich habe einen Überrest an christlichem Glauben, der mich gelassen macht in schwierigen Momenten, obwohl ich eine ängstliche Person bin. Du musst Frieden finden, auf welche Art auch immer. Zum Beispiel, indem du an einem Tisch sitzt, vor dir eine halbe Flasche Wein und neben dir ein treuer Freund – so was ist besser als jede Medizin.

Welches ist derzeit Ihr liebster Weggefährte unter den Schriftstellern?

Joseph Conrad. Ich komme immer wieder auf ihn zurück. Ich lese «Nostromo» und «Lord Jim».

In der modernen Kunst sehen Sie einen «Kult der Hässlichkeit». Wie kann die junge Generation in der alltäglichen Wirrnis ihren Weg finden?

Durch klassische Kunst und Musik und Architektur. Sie sind monumentale Symbole des Überlebenswillens unserer Zivilisation. Eine Bach-Kantate zum Beispiel. Ihre Kernbotschaft lautet: «Es ist gut, in dieser Welt zu sein, und ich danke dem Schöpfer dafür.» Diese Danksagung ist in allen unseren Städten vertreten, in Gestalt von architektonischen Bauwerken. Eine der grössten Tragödien ist, dass wir im Zweiten Weltkrieg viele unserer schönsten Städte – die deutschen – zerstörten. Das ist ein weiterer Grund für die Konfusion der modernen Deutschen. Sie schauen um sich und finden ihre Vergangenheit nicht mehr. Sie finden das gloriose Ding nicht mehr, das Wagner in den «Meistersingern» zelebriert. Es ist verschwunden.

Aber es lebt fort in anderen Kunstwerken, zum Beispiel in der klassischen Musik.

Diese Kunstwerke wurden durch die Religion ermöglicht, und die Religion ist extrem schwach geworden. Wir müssen für uns selbst herausfinden, was wir an unserer Zivilisation lieben. Dann müssen wir jungen Menschen kommunizieren, warum wir dies oder jenes verehren und warum auch sie dies schätzen sollten. Kultur zu lieben, heisst, sie zu verteidigen, zu bewerben und zu bewahren.

Kommen wir kurz auf den Konservatismus zu sprechen. Wir beobachten in den USA einen einzigartigen Wahlkampf. Die Republikanische Partei ist zersplittert, Donald Trump ist ihr Kandidat. Würden Sie ihn als konservativ bezeichnen?

Entschieden, nein. Ich verstehe aber zu wenig von amerikanischer Innenpolitik, um eine endgültige Antwort zu geben. Doch ist klar, dass er so weit gekommen ist, weil sich viele Amerikaner betrogen fühlen von der politischen Klasse und er diesen tiefen Unmut brillant bewirtschaftet. Auch hier geht es in erster Linie nicht um Wirtschaft, sondern um Identität. Er hat es brillant verstanden, dass die gewöhnlichen Wähler von einer Identitätskrise getrieben werden. Natürlich ist er der abscheulichste Charakter – ich sollte das zwar nicht sagen, aber es gibt erhebliche Zweifel an seinem Charakter.

Ein Grund für Trumps Popularität ist seine brachiale Art, die Political Correctness zu durchbrechen.

Das ist wahr. Political Correctness ist ein mysteriöses Phänomen. Politische Korrektheit ist eine aggressive Bekräftigung von Aggressionslosigkeit. Ein tiefer spiritueller Widerspruch.

Wie lautet die korrekte Reaktion darauf?

Wir sollten unser Erbe und unsere Geschichte nicht ablehnen, sondern beidem ins Gesicht sehen. Politische Korrektheit ist eine Gefahr. Sie verleitet zum Gedanken, es sei eine Sünde, den eigenen Standpunkt zu bekunden, besonders wenn er im Widerspruch steht zur gängigen Meinung. Wer zum Erbe seiner Kultur steht – und sich beispielsweise gegen den Bau von Minaretten auf Moscheen ausspricht –, riskiert, als Rassist diffamiert zu werden.

Welches sind die schärfsten Wächter der Political Correctness?

Die Universitäten. Menschen, die mit jungen Menschen zu tun haben und die diesen einbläuen: «Das ist, was du tun musst, so solltest du dich benehmen.» Eingeschüchtert sagen diese beim nächsten Dilemma: «Ich werde nicht urteilen. Ich bin ein nicht urteilendes Wesen.» Das ist fatal. Das nicht urteilende Wesen ist kein menschliches Wesen.

Roger Scruton, 72, ist Professor für Ästhetik. Während des Kalten Kriegs beteiligte er sich am Aufbau von «Untergrund-Universitäten» im ehemaligen Ostblock. Scruton ist verheiratet, hat zwei Kinder und lebt auf seinem Landsitz «Sunday Hill Farm» in Wiltshire, Südwestengland.

Europa

Angry Brits

Ein Film britischer EU-Gegner stösst eher vor den Kopf, als dass er überzeugt.

Um ein Missverständnis auszuräumen: «Brexiteers: The Movie» mag das Wort «Film» im Titel führen und im grössten Premierenkino Londons uraufgeführt worden sein. Doch mit einem Spielfilm hat der von britischen EU-Gegnern produzierte Streifen nichts gemein. Eher handelt es sich um den wohl längsten Wahl-Werbespot aller Zeiten: siebzig quälend lange Minuten für ein Ja am 23. Juni zum Austritt Grossbritanniens aus der Europäischen Union.

Ob «Brexiteers» mit dieser bulldozernden Einseitigkeit unentschlossene Briten bezirzen kann, ist zweifelhaft. Zu Wort kommen ausschliesslich recht betagte Herrschaften, die schon zu Margaret Thatchers Zeiten gegen Europa wetteten: Politiker wie Nigel Lawson und John Redwood, Publizisten wie Simon Heffer und Kelvin MacKenzie. Ihre Argumente sind so alt wie die Kolumnen, die Boris Johnson in den Achtzigern als junger Korrespondent aus Brüssel schrieb. Apropos Boris Johnson: Wo ist eigentlich der prominenteste Kopf der *Brexiteers* im Brexiteer-Film?

Wie die EU-Bürokratie

Jeder Werber weiss, dass die Qualität guter Werbespots in ihrer Kürze liegt. «Brexiteers» aber ist langatmig, monoton und repetitiv. Nach zehn Minuten weiss man, wie der Hase läuft, und dann hat man noch immer eine volle Stunde vor sich. Die Schweiz wird als Paradebeispiel erfolgreicher EU-Koexistenz porträtiert. Wenn die Briten wüssten...

Am schlimmsten ist allerdings, dass man den berühmten britischen Witz vergeblich sucht. Der Tonfall ist durchgehend geifernd, keifend, bitter und oberlehrerhaft – ein wenig wie die EU-Bürokratie selbst.

Vielleicht hätte man einen anderen Titel wählen sollen: «Angry Brits: The Movie», in Anlehnung an «Angry Birds», den finnisch-amerikanischen Animationsfilm mit den wütenden Vögeln, der soeben in den Kinos angelaufen ist. *Wolfgang Koydl*

«Brexiteers: The Movie»: Der Film von Regisseur Martin Durkin hat eine Länge von 71 Minuten und kann auf Youtube geschaut werden.



«Die da oben, wir hier unten»: Marine Le Pen, Geert Wilders, Heinz-Christian Strache.

Linke Themen in rechter Hand

Ob Donald Trump, Front national oder die FPÖ: Die politischen Aufsteiger der Stunde werden als «Rechtspopulisten» abgetan. Ein Blick in die Parteiprogramme zeigt: Es steckt ziemlich viel Sozialismus im Rechtspopulismus. *Von Peter Keller*

In Österreich ist der Rechtspopulismus auf einen Gehstock angewiesen. Bei einem schweren Unfall mit einem Paragleiter hatte sich Norbert Hofer so sehr an seiner Wirbelsäule verletzt, dass er vorübergehend gelähmt war. Aber der 45-Jährige hat sich ins Leben zurückgekämpft und am Sonntag beinahe die politische Sensation geschafft: In der Stichwahl um die Präsidentschaft Österreichs wurde Hofer nur um ein paar tausend Stimmen vom grünen Gegenkandidaten geschlagen.

«Soziale Heimatpartei»

«Rechtspopulismus» lautet die gängige Formel, um jenen Parteien und Politikern beizukommen, die von Ungarn bis Frankreich auf dem Vormarsch sind. So genau kann aller-

dings niemand definieren, was darunter zu verstehen ist. Die deutsche Bundeszentrale für politische Bildung erkennt «eine bunte Mischung» von Rechtsausenparteien in Europa, die Islamfeindlichkeit und EU-Skepsis verbinde. Hauptwesensmerkmal des Populismus sei seine Anti-Establishment-Orientierung: «Die da oben, wir hier unten». Doch das Etikett «Rechtspopulismus» greift zu kurz. Ein Blick in die Programme der Freiheitlichen Partei Österreichs (FPÖ) oder des französischen Front national (FN) zeigt: Diese Parteien verfolgen eine zutiefst linke Agenda. Die Freiheitlichen werben mit dem Slogan «FPÖ – die soziale Heimatpartei». Die Partei ist patriotisch und betont ihre fürsorgliche Seite: Sie bekennt sich zu den «Prinzipien der Marktwirtschaft» und zur «sozialen Gerech-

tigkeit», man ist leistungsorientiert und sozial – und grenzt sich damit gegen die Linken ab: «Wir belohnen ehrliche Arbeit – die SPÖ das Nichtstun.»

Parteichef Heinz-Christian Strache versprach auf einem seiner Plakate «Soziale Sicherheit für unsere Leut'» – aber eben nicht

Man ist leistungsorientiert und sozial – und grenzt sich damit gegen die Linken ab.

für die ganze Welt. Auch die Kritik an Brüssel wird mit linker Rhetorik angereichert: «Soziale Wärme statt EU für Konzerne». Hauptverantwortlich für das neue Parteiprogramm war Präsidentschaftskandidat Norbert Hofer.

Er ist es, der die soziale Komponente betont, diese aber national abgrenzt. Man kritisiert die «ausufernde Globalisierung», das Lohn-dumping, den Sozialtourismus und das Diktat der internationalen Finanzmärkte. «Wir wollen vielmehr soziale Sicherheit und Gerechtigkeit in allen Mitgliedstaaten und stehen deshalb für den Erhalt unserer nationalstaatlichen, gewachsenen Solidarsysteme und unserer sozialen Netze. Umverteilungsmechanismen zu Lasten der Österreicher wollen wir abstellen.»

Le Pen will den starken Staat

Wie die FPÖ betont auch der Front national seine soziale Ader, nur haben das eigene Land, die eigene Bevölkerung Priorität. FN-Chefin Marine Le Pen will einen starken Staat, den sie gleichsam mit dem Wesen der französischen Nation gleichsetzt. Dieser «Etat fort» habe das Land erst geeinigt und allen Bildung, Sicherheit und eine gute Grundversorgung («services publics de qualité») ermöglicht. Die Tochter des Parteigründers Jean-Marie Le Pen formte den Front national zu einer linken Rechtspartei, die der «Pro Service public»-Initiative oder dem Spekulationsverbot für Lebensmittel genauso zugestimmt hätte wie der konsequenten Ausschaffung krimineller Ausländer.

Mit dem Vorwurf des Populismus kann Marine Le Pen wenig anfangen. «Der Begriff soll uns als unseriös, verrückt abtun. Aber ich bin damit einverstanden, wenn Populismus «Regierung durch das Volk und für das Volk» meint», sagte sie 2013 dem deutschen Magazin *Cicero*. «Der Front national steht für die Nation und gegen die Globalisierung ein. Das ist weder rechts noch links.» Oder eben beides.

Ähnlich schwierig ist es, den republikanischen Präsidentschaftsanwärter Donald Trump politisch festzulegen. Die meisten linken Leitmedien sehen in ihm einen Rechtspopulisten und vulgären Wiedergänger George W. Bushs – was aber wenig zu dem passt, was er in den letzten Monaten von sich gegeben hat. Die Nato hält er für «überflüssig», und er möchte die USA auch nicht mehr als «Weltpolizisten» sehen, wenn irgendwo ein Diktator verrücktspiele und man im Westen meine, dass der bedrängten Bevölkerung geholfen werden müsse. Er wolle «raus aus dem Business», anderen Staaten die Demokratie beizubringen. Genau solche Statements tragen ihm die totale Ablehnung des republikanischen Establishments rund um Bush und Romney ein, das für tiefe Steuern, Freihandel und eine starke Aussenpolitik der USA steht.

Trump hat kein Problem mit Mindestlöhnen, Obamas neue Gesundheitsversicherung will er beibehalten, und wenn er darüber redet, wie er amerikanische Arbeitsplätze sichern will, klingt er wie ein Gewerkschafter. Etwas verdattert titelte *20 Minuten* vor ein paar Tagen: «Trump attackiert Clinton – von

links.» Die Demokratin werde völlig von der Wall Street kontrolliert, so Trump. Diese Hedge-Fund-Typen würden ein Vermögen machen – und keine Steuern zahlen. «Das ist doch einfach lächerlich.»

Zurück zu Europa. Die dänische Folkeparti, die ebenfalls landläufig als «rechtspopulistisch» verschrien wird, propagiert den Wohlfahrtsstaat, wie dies die traditionell starken sozialdemokratischen Parteien in Skandina-

Linker Rechtspopulismus ist in der Schweiz am ehesten der Lega dei Ticinesi zuzuschreiben.

vien auch tun – mit einem gewichtigen Unterschied: Man grenzt sich ab gegen die Zuwanderung in den Sozialstaat. Der Kuchen, den es zu verteilen gilt, ist nicht beliebig gross. Das spürt die Bevölkerung, und darin liegt der tiefere Grund für die Krise der europäischen Sozialdemokratie: Sie will die ganze Welt versorgen und vergisst die eigenen Leute. Dass in der Schweiz ein Wirtschaftsflüchtling, wenn er es geschickt genug anstellt, am Ende mehr im Monat bekommt als ein AHV-Rentner, der ein Leben lang gearbeitet und seine Beiträge gezahlt hat, untergräbt das Vertrauen in die linken Volksparteien.

SVP mit wirtschaftsliberalen Positionen

In Dänemark, Frankreich, Österreich und anderen Ländern stehen Parteien bereit, diese enttäuschte Wählerschaft zu übernehmen – mit ihrer Mischung aus linkem Rechtspopulismus. Anders sind die italienische Lega Nord, die niederländische Freiheitspartei von Geert Wilders oder auch die Schweizerische Volkspartei aufgestellt: Sie halten weitgehend an ihren wirtschaftsliberalen Positionen fest, wobei etwa in der SVP der protektionistische Flügel nicht nur im Bereich der Landwirtschaft immer wieder mal durchbricht – zuletzt mit der Unterstützung der «Pro Service public»-Initiative durch einzelne Kantonal-sektionen. Linker Rechtspopulismus in der Schweiz ist wohl am ehesten der Lega dei Ticinesi zuzuschreiben, die sich für eine Einheitskrankenkasse im Tessin aussprach und einen kantonalen Mindestlohn befürwortet.

Historisch gesehen ist das Gemenge aus sozialer und nationaler Politik nicht neu. Was die Linke bis heute gerne verdrängt: Die Anfänge des Faschismus liegen im Sozialismus. Benito Mussolini revoltierte von ganz links gegen das «System». Auch für den Aufstieg der NSDAP war der Sozialismus massgebend. Das Kürzel Nazi verschleiert – bewusst oder unbewusst – die politischen Wurzeln des Dritten Reiches. Man verstand sich als sozialistische Arbeiterpartei und als deutsche Volksgemeinschaft, wie der Historiker Götz Aly in einer grossen Studie aufzeigte:

«Hitler sprach vom «Aufbau des sozialen Volksstaats», eines «Sozialstaats», der vorbildlich sein werde und in dem «alle [sozialen] Schranken immer mehr einzureissen» seien.» Mit einer wesentlichen Einschränkung: Das völkische Gleichheitsversprechen schloss die Juden und andere Minderheiten aus.

Interessant ist, dass sowohl die NSDAP wie die italienische Faschistenpartei von links nach rechts rückten, bis sie in eine mörderische Diktatur kippten. Parteien wie der Front national oder die FPÖ gehen den umgekehrten Weg: Sie wenden sich immer mehr linken Anliegen zu, sie sind globalisierungskritisch, versuchen, mit protektionistischen Mitteln die heimische Wirtschaft zu schützen, stehen für den Sozialstaat.

Man macht es sich allerdings zu leicht, diese Parteien nun als verkappte Nationalsozialisten zu brandmarken, die nur darauf warten, ein autoritäres Regime einzurichten. Was die linken und die liberalen Rechtspopulisten in Europa verbindet, ist ihre Abneigung gegen die EU, die sich immer stärker in die nationale Politik einmischt. Sie pochen auf die Souveränität der Staaten und damit auf die Volksrechte der Bürgerinnen und Bürger. Die etablierten Parteien würden sich besser auf diese demokratischen Konkurrenten einstellen – sonst gehen sie unter. ○

Pensionierung

- Wie spare ich Steuern?
- Wie sichere ich mein Einkommen?
- Wie regle ich meinen Nachlass?

Sprechen Sie mit uns und überzeugen Sie sich von unserer Expertise. Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.

Tel. 044 207 27 27 (Hauptsitz)
www.vermoegenszentrum.ch

VZ VermögensZentrum



Antwortalon

WK-PT-WW-CHde

Ja, ich habe Fragen zur Pensionierung.

- Rufen Sie mich an für ein kostenloses Gespräch.
- Senden Sie mir Ihre Unterlagen.

Vorname/Name

Jahrgang

Strasse

PLZ/Ort

Tel. (tagsüber)

E-Mail

Talon bitte einsenden an unseren Hauptsitz:

VZ VermögensZentrum AG, Beethovenstrasse 24, 8002 Zürich

Die unbequeme Stimme der Vernunft.

Die *Weltwoche* hat sich immer leidenschaftlich für die Schweiz eingesetzt. Dieses Engagement steht hinter dem kritischen, fundierten Qualitätsjournalismus dieser Zeitung. Sie deckt Missstände auf, damit diese behoben werden – ungeachtet von Parteien und Personen. Die *Weltwoche* bemüht sich, eine unbequeme Stimme der Vernunft zu sein. Überzeugen Sie sich selbst.



Jetzt bestellen!

www.weltwoche.ch/probeabo

Telefon 043 444 57 01

Probeabo
10 Ausgaben
nur Fr. 40.–



Erdogan über alles

Der türkische Staatspräsident macht einen weiteren Schritt hin zur Alleinherrschaft. Alles beugt sich seinem Willen. Bald auch die EU?

Von Boris Kálnoky



«In voller Harmonie mit unserem Präsidenten»: Regierungschef Yıldırım (l.), Erdogan.

Der türkische Staatspräsident Recep Tayyip Erdogan philosophiert gerne öffentlich darüber, was einen guten Sultan ausmacht: Aus «schlechten Gesetzen» (also dem Rechtsstaat) machte dieser im Alleingang gerechte Entscheidungen. Das Recht, so sagte er 2014, sei «relativ unwichtig», wichtig sei nur die Gerechtigkeit des Herrschers. Dass er sich als ein solcher moderner Alleinherrscher von Gottes Gnaden versteht, hoch über den Gesetzen stehend, das ist über die Jahre deutlich geworden. Sein überdimensionierter, ohne Baugenehmigung erstellter Präsidentenpalast, die in osmanische Uniformen gekleidete Präsidentenwache: Das ist die atmosphärische Kulisse für seinen Anspruch, einen neuen Staat zu bauen, in dem nur noch der Präsident, also er selbst, das Sagen hat.

Diesem Ziel ist er in den vergangenen Tagen ein erhebliches Stück nähergekommen. Seinen Ministerpräsidenten Ahmet Davutoglu zwang er zum Rücktritt. Das regierungsnahen Blatt *Sabah* schrieb, warum: weil Davutoglu am von Erdogan gewünschten Staatsumbau «zweifelte» und ihn nicht genug vorantrieb.

Mann ohne Hausmacht

Nun soll es der bisherige Transportminister Binali Yıldırım richten, der von der Partei – also von Erdogan – zum neuen Parteichef und Ministerpräsidenten erkoren worden ist.

Marmaray-Tunnel, Bosphorus-Brücke, der Ausbau der Fluglinie Turkish Airlines zu einem globalen Unternehmen – all diese Prestigeprojekte, an denen Erdogans Herz hing, brachte Yıldırım zügig zur Vollendung. Immer mit einer Unterwürfigkeit, die nichts zu wünschen übrigliess. «In voller Harmonie mit unserem Präsidenten» wolle er nun den Staat umbauen, liess er in seiner Dankesrede wissen. Auf also zum nächsten, grössten, letzten Bau: das juristische Gebäude der formalen Macht für den Mann, der sie informell bereits hat.

Formal wäre Yıldırım selbst der Besitzer der Macht als neuer Ministerpräsident in einem Land mit einer parlamentarischen Verfassung. Das war schon Erdogans Problem, als er 2014 vom Ministerpräsidentenamt in das formal weit weniger mächtige Präsidentenamt wechseln musste, weil die Regeln ihm keine weitere Amtszeit erlaubten. Deswegen machte er damals Davutoglu zum Regierungschef. Der damalige Aussenminister war ein Intellektueller ohne, wie Erdogan hoffte, Machtinstinkt – und jedenfalls ein Mann ohne eigene Hausmacht in der Partei. Einer, der sich öffentlich gefügig zeigte und lenkbar schien.

Aber Davutoglu versuchte, ein eigenes «Lager» aufzubauen, machte sich Gedanken über die Zukunft des Landes. Dass Erdogan darin eine Gefahr sah, zeigte sich in einer Ände-

rung der internen Parteiregeln, die er Ende April erzwang: Die Parteichefs in den Provinzen und Landkreisen sind nicht mehr dem Parteivorsitzenden unterstellt, sondern dem Zentralrat der AKP, den Erdogans Gefolgsleute beherrschen.

Parteiintern wird Yıldırım also schwächer sein, als Davutoglu es war. Politisch kann er sich keinen Fehltritt leisten, denn anders als Davutoglu ist er erpressbar. Als Ende 2013 Korruptionsvorwürfe gegen Erdogans inneren Kreis laut wurden, war Yıldırım einer der Verdächtigen. Mit Gesetzesänderungen und Säuberungen bei Polizei und Justiz fegte die Regierung den Skandal hinweg. Die Zeitung *Sözcü* veröffentlichte einen Artikel mit Fotos, auf denen Yıldırıms Sohn in einem Singapurischen Kasino zu sehen ist. Erdogan kann Yıldırım jederzeit erledigen, wenn dieser nicht spürt. Eine solche Schwachstelle hatte Davutoglu nicht.

Allerdings fehlt Yıldırım vorerst die wichtigste Voraussetzung für einen Staatsumbau: eine Zweidrittelmehrheit im Parlament. Zeitgleich mit seiner Nominierung wurde jedoch eine Möglichkeit geschaffen, die Zusammensetzung des Parlaments zu ändern. Die Immunität von 138 Abgeordneten, gegen die 667 Anzeigen vorliegen, wurde am 20. Mai aufgehoben. Die Massnahme richtet sich vor allem gegen 50 Abgeordnete der kurdischen HDP. Ihnen wird nun der Prozess gemacht werden, und wenn sie darüber ihre Mandate verlieren, werden ihre Plätze frei. Wenn mindestens 28 Mandate «frei sind», können Nachwahlen angesetzt werden.

Das ist der Grund, warum Erdogan die Terrorgesetze des Landes nicht ändern will, obwohl die EU daran festhält, dass dies die Voraussetzung sei, um den Türken Visafreiheit zu gewähren. Das war im Flüchtlingsdeal Mitte März vereinbart worden – damals noch mit Davutoglu: Die Türkei stoppt den Flüchtlingsstrom, die EU gewährt den Türken freies Reisen im Schengen-Raum – wenn die Türkei ihre Terrorgesetze ändert. Erdogan braucht sie aber, um die HDP-Abgeordneten als «Terroristen» aburteilen zu lassen.

Die Türkei beugt sich seinem Willen. Möglicherweise auch bald die EU, wenn sie sich auf einen Kompromiss einlässt und die Visa-liberalisierung gewährt, ohne auf sofortigen Gesetzesänderungen zu bestehen. Brüssel hat die Wahl: Entweder hart bleiben; dann gilt das Abkommen vielleicht nicht mehr, und es kommen wieder mehr Flüchtlinge. Oder Europa lässt zu, dass Erdogan noch mächtiger wird. ○



«Steh auf und gehe!»: Kundgebung zu Ehren des Revolutionsführers auf dem Roten Platz, 2009.

«Schickt ihn doch zurück nach Zürich»

Noch immer liegt der Leichnam Lenins in seinem Mausoleum in Moskau, umsorgt von einem Team von Spezialisten. Eine Mehrheit der Russen möchte ihn beerdigen, doch der Kreml lehnte dies bisher ab.

Von Wolfgang Koydl

Die Mitarbeiter des Allrussischen Forschungsinstituts für Arznei- und Gewürzpflanzen haben einen beneidenswerten Arbeitsplatz. Ihr Campus liegt mitten in einem weitläufigen botanischen Garten, abgeschirmt vom Lärm der vielspurigen Warschauer Chaussee. Hier forschen Biologen, Chemiker und Genetiker an pflanzlichen Heilmitteln, Agrartechnologien und Aromatherapien. Eine kleine Gruppe von Anatomen, Biologen und Chirurgen allerdings hat eine besondere Aufgabe: Sie kümmert sich um die wohl berühmteste Leiche der Welt, den einbalsamierten Körper von Wladimir Lenin.

Wartungsarbeiten an Ho Chi Minh

Zweiundneunzig Jahre nach seinem Tod und rund 25 Jahre nach dem Untergang der von ihm gegründeten Sowjetunion ruht der konservierte Leichnam des Revolutionsführers noch immer in einem Schneewittchensarg aus Panzerglas im Granit-Mausoleum auf dem Roten Platz. Was mit ihm geschehen soll, ist unklar. Soll man ihn weiter öffentlich ausstellen? Soll man ihn endlich unter die Erde bringen? Oder soll man gar dem Vorschlag des orthodoxen Priesters Dmitri Smirnow folgen, der die «heilige Erde Russlands» nicht mit dem «schmutzigen Teufelszeug» entweihen möchte. Sein Rat: «Auf den Müll mit ihm, oder schickt ihn gleich zurück nach Zürich, woher er und seine Verbrecherbande im plombierten Waggon kamen.»



Generalüberholt: Lenins konservierter Körper.

Die meisten Russen wünschen eine Beisetzung Lenins, möglichst zusammen mit seiner Frau Nadeschda Krupskaja auf dem Petersburger Wolkowo-Friedhof. Dafür sprachen sich zuletzt Anfang des Jahres sechzig Prozent der befragten Bürger aus. Auch die Ex-Präsidenten Michail Gorbatschow und Boris Jelzin wollten mit dem Toten gewissermassen auch einen Teil der eigenen fürchterlichen Geschichte des Landes zur Ruhe betten, und vor einigen Jahren startete ein Duma-Abgeordneter die Online-Petition «goodbyelenin.ru». Doch nach wie vor gilt das Wort von Präsident Wladimir Putin: Alles habe seine Zeit, aber die Zeit für eine Verlegung Lenins sei noch nicht gekommen.

Deshalb werden die Dienste der Pflanzkundler weiter benötigt, auch wenn nichts auf der Website des Instituts auf die geheime

Nebentätigkeit hinweist. Interview-Anfragen werden schmallippig in gedrechseltem Behördenrussisch abgewimmelt: «In Übereinstimmung mit Artikel 40 des Gesetzes über die Massenmedien No.2124 vom 27.12.1991 ist es unmöglich, Ihnen Unterstützung bei der Vorbereitung eines Gesprächs über die Sie interessierenden Fragen zu geben.»

Einiges freilich ist dennoch bekannt über die Arbeit jener sechs Wissenschaftler, die mittlerweile zu den weltweit besten Spezialisten auf dem Gebiet der Balsamierung gehören. Daher nehmen sie auch die Wartungsarbeiten an drei weiteren für die Nachwelt konservierten kommunistischen Führern wahr: Ho Chi Minh in Vietnam und Kim Il Sung und Kim Jong Il, Vater und Sohn, in Nordkorea. Unlängst ging sogar eine neue Anfrage in Moskau ein: aus Venezuela, für den früheren Staatschef Hugo Chávez.

Zweimal pro Woche wird Lenins Leiche inspiert. Man kontrolliert die Luftfeuchtigkeit im Sarg und die Temperatur: exakt sieben Grad. Alle zwei Jahre wird Lenin generalüberholt und in Wechselbäder aus Glycerin, Formaldehyd, Alkohol, Kaliumacetat und Wasserstoffperoxid getaucht. Frisch gebadet, wird er in einen neuen Anzug gesteckt. Der Unterhalt, finanziert ausschliesslich aus privaten Zuwendungen, verschlingt mehr als eine Million Franken im Jahr. Der Zutritt zum Mausoleum ist kostenfrei.



«Teufelszeug»: Wohnort in Zürich 1916/17.

Was lange ein Staatsgeheimnis war, wird heute nicht mehr bestritten: Nur mehr zehn Prozent des Körpers sind original Lenin. Der Rest wurde aus einer Spezialmasse aus Paraffin, Glycerin und Karotin gefertigt. Den Balsamierern gehe es nicht so sehr darum, die biologische Masse zu erhalten, schrieb der US-Wissenschaftler Alexei Jurschak vor einiger Zeit in der Zeitschrift *Scientific American*, sondern den Körper echt aussehen zu lassen. Einfaches Formalin, wie es in amerikanischen Bestattungsinstituten verwendet wird, empfehle sich unter diesen Umständen nicht, ergänzte die schottische Anatomin Sue Black von der Universität Dundee im selben Artikel: «Damit kriegt die Haut eine Farbe wie Thunfisch aus der Dose.»

In Sowjetzeiten war eine Wallfahrt zum Mausoleum die Pflicht eines jeden Bürgers. Schüler, Arbeiter, Soldaten, Parteigenossen – sie alle wurden nach Moskau gekarrt und reihten sich mindestens einmal im Leben in eine lange Schlange ein, die sich an der Kremelmauer entlang, vorbei am Alexandergarten und rings ums Historische Museum zog.

Aber auch heute noch ist das Interesse am toten Lenin gross. Eine halbe Stunde bevor sich das schwere Bronzetor für Besucher öffnet, haben sich schon zwei Dutzend Leute vor den Metalldetektoren eingefunden, und hinten wächst die Schlange stetig weiter an. Bill und Helen Carpenter aus Melbourne, die sich eine Russlandreise gönnen, sind darunter. Jewgeni Chrebtow ist aus Ischewsk angereist, der Stadt der Kalaschnikow-Werke. Er schimpft lauthals aufs System, aufs alte sowjetische ebenso wie aufs neue putinsche. Und die pensionierte Hochschullehrerin Ludmilla Wolkowa will ihrer Enkelin Irishka «einen wichtigen Teil unserer Geschichte» zeigen.

Heute verzögert sich der Ablauf allerdings ein wenig, weil eine Regierungsdelegation aus Vietnam, begleitet von Kamerateams, einen Kranz niederlegt. Erst dann setzt sich die Schlange in Bewegung, man wird von den Wachen ermahnt, nicht zu reden, nicht zu fotografieren und gefälligst die Hände aus den Hosentaschen zu nehmen.

Es geht mehrere Stufen hinab in die finstere Krypta, die nur von einem geisterhaften Licht erhellt wird, das auf den Körper Lenins fällt. Er ist viel kleiner, als man gedacht hat, die rechte Hand ist fest geschlossen, als ob er Russland noch immer nicht aus seinem Griff entlassen wolle. Die bekannten Gesichtszüge wirken eher wächsern als lebensecht. Kurz blitzt beim Besucher der ketzerische Gedanke auf, dass der Lenin bei Madame Tussauds doch irgendwie überzeugender aussieht.

Die zehnjährige Irishka findet das Erlebnis eher gruselig. «Wie in einer Geisterbahn», meint sie – was ihr einen missbilligenden Blick der Grossmutter einträgt. Diese ist nach wie vor Mitglied der Kommunistischen Partei und deshalb erbitterte Gegnerin einer Umbettung des legendären Führers. Sie versteht das Argument der orthodoxen Kirche nicht, dass auch Lenin ein Begräbnis erhalten solle. «Nach allen geltenden Regeln ist er beerdigt», betont sie. «Denn er liegt unter der Erde, drei Meter unter der Oberfläche des Roten Platzes.»

Anschläge mit Waffen und Sprengstoff

Das ist die offizielle Linie der Kommunisten Russlands, die sich unter anderem auf den Historiker Wladlen Loginow berufen. Er behauptet, dass der Kreml unter KP-Chef Leonid Breschnjew nach einer Beratung mit dem Moskauer Patriarchat die Krypta eigens etwas tiefer gelegt habe, um auf die erforderlichen drei Meter zu kommen. Dass sich ausgerechnet dieser Historiker für Lenin so stark macht, kann eigentlich nicht überraschen. Loginows Vorname setzt sich aus den ersten Silben des Vor- und Nachnamens Wladimir Lenin zusammen.

Solange das Mausoleum mitten auf Russlands heiligstem Platz thront, zieht es aber immer Kritiker, Demonstranten und auch Spinner an. Zu Sowjetzeiten gab es häufig Anschläge mit Waffen und Sprengstoff. Im vergangenen Jahr wurden zwei Männer verhaftet, die das Gebäude mit Weihwasser besprenkelten und dazu riefen: «Steh auf und geh!»

Die Gegner einer Beerdigung der Leiche berufen sich auf Lenins Nichte Olga Uljanowa als Sachwalterin. Sie hatte wenige Jahre vor ihrem Tod 2011 eine Entfernung ihres Onkels aus dem Mausoleum kategorisch abgelehnt: «Nein und nochmals nein!», wettete sie. «Wem das Mausoleum nicht gefällt, der muss einfach nicht hingehen, basta. Man muss ein für alle Mal aufhören, über das Thema zu reden. Russland hat andere Probleme.»

FÜR STELLEN
MIT ZEIT-
GEMÄSSEN
ARBEITSTOOLS



DAS SCHWEIZER
PORTAL FÜR
MEDICAL-SPEZIALISTEN



WWW.MEDICJOBS.CH



«Mache ich das richtig?»: Fotografie von Roberto Donetta, aus den 1910er Jahren.

Schokoladenmädchen

Von Claudia Schumacher

Sie hat ihr gutes Kleid angezogen und ihr Haar sauber gekämmt. Blümchen hält sie in den Händen, ein bescheidener Schmuck. Sie hat sich hübsch gemacht und steht in der Mitte, ohne Koketterie. Ihr Blick verrät Unsicherheit, als hätte sie noch Fragen: «Mache ich das richtig? Sehe ich gut aus?» – So schauen Menschen, die zum ersten Mal fotografiert werden.

Eine Erfahrung, die heute keiner mehr bewusst macht: Bevor ein Kind klar sieht, ist es schon Abertausende Male mit dem Smartphone fotografiert worden. Von diesem «heute» sind die Frauen hier weit entfernt. Keine weiss, was ein Selfie ist – Freud hat noch nicht mal das «Ich» erfunden. Es sind die zehner Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts, an einem besonderen Tag: «Il fotografo» besucht die Schokoladenfabrik.

Langsam von der Moderne berührt

So nannten sie ihn, er war der Einzige seiner Zunft in der Gegend: Roberto Donetta. In Winterthur ist jetzt eine grosse Ausstellung des Tessiner Künstlers zu sehen, den man in der deutschsprachigen Schweiz kaum kennt, der aber zu den grossen Chronisten seiner Zeit gehört. Der wandernde Fotograf hinterliess 5000 Fotoplatten aus Glas. Es sind eindruckliche Bilder von Hochzeitspaaren, Kindern oder Arbeiterinnen wie die Mädchen aus der Schokoladenfabrik. Donettas Schauplatz, das Blenio-tal, war damals noch abgeschottet und wurde erst langsam von der Moderne berührt.

Hauptberuflich arbeitete Donetta zunächst als Hausierer, der den Menschen im Tal Gemüse- und Blumensamen verkaufte. Bis er einen Bildhauer kennenlernt, der ihn mit der Fotografie vertraut macht. Donetta, siebenfacher Vater, hat gerade einen kleinen Sohn verloren. Die faszinierende neue Kunst ist etwas, in das er sich hineinstürzen kann. Seine Frau aber, wenig begeistert von den brotlosen Ambitionen des Gatten, verlässt ihn. Nur ein Sohn bleibt beim Vater.

Unermüdlich durchwandert dieser das Tal mit der Kamera, spricht Menschen an. «Hätten Sie nicht gerne ein Porträt von sich selbst?» Er macht das gut, es kostet nicht viel. Auch das Bild der Schokoladenmädchen ist so komponiert, dass man es in vier Teile schneiden und jeder Frau sowie dem Freundinnenpaar rechts ein Bild geben kann. 1927 ist es dann so weit, ein kleiner Erfolg für Donetta: Er veröffentlicht Bilder in der *L'Illustré*, einer der ersten Schweizer Illustrierten. In Winterthur sind nun einige Bilder erstmals zu sehen.

Roberto Donetta. Fotograf und Samenhändler aus dem Blenio-tal. Fotostiftung Schweiz, Winterthur, 28. Mai bis 4. September.



Bestseller

Belletristik

- 1 (1) **Joël Dicker:** Die Geschichte der Baltimores (*Piper*)
- 2 (2) **Blanca Imboden:** Schwingfest (*Wörterseh*)
- 3 (3) **Martin Walker:** Eskapaden (*Diogenes*)
- 4 (7) **Hazel Brugger:** Ich bin so hübsch (*Kein & Aber*)
- 5 (4) **Jonas Jonasson:** Mörder Anders und seine Freunde ... (*Carl's Books*)
- 6 (–) **Karin Slaughter:** Schwarze Wut (*Blanvalet*)
- 7 (6) **Viveca Sten:** Tödliche Nachbarschaft (*Kiepenheuer & Witsch*)
- 8 (5) **Harlan Coben:** Ich schweige für dich (*Goldmann*)
- 9 (–) **Donna Leon:** Ewige Jugend (*Diogenes*)
- 10 (9) **Benedict Wells:** Vom Ende der Einsamkeit (*Diogenes*)

Sachbücher

- 1 (1) **Silvia Aeschbach:** Älterwerden für Anfängerinnen (*Wörterseh*)
- 2 (3) **Nadia Damaso:** Eat Better Not Less (*Fona*)
- 3 (4) **Giulia Enders:** Darm mit Charme (*Ullstein*)
- 4 (7) **Duden – Die deutsche Rechtschreibung** (*Bibliographisches Institut*)
- 5 (–) **Sahra Wagenknecht:** Reichtum ohne Gier (*Campus*)
- 6 (–) **Thomas Widmer:** Schweizer Wunder (*Echtzeit*)
- 7 (5) **Antoine Leiris:** Meinen Hass bekommt ihr nicht (*Blanvalet*)
- 8 (6) **Jesper Juul:** Leitwölfe sein (*Beltz*)
- 9 (8) **Michael Schmieder, Uschi Entenmann:** Dement, aber nicht bescheuert (*Ullstein*)
- 10 (–) **Asne Seierstad:** Einer von uns (*Kein & Aber*)

Quelle: SBVV/Mediacontrol

Apropos: Unschuldsvermutung

Wie das Bezirksgericht Zürich festgestellt hat, darf man den Ex-Banker Rudolf Elmer nicht als «Datendieb» bezeichnen. Zwar liess sich Elmer 2011 vor versammelter Weltpresse dabei filmen, wie er Wikileaks-Gründer Julian Assange eine CD mit geklauten Kundendaten seines einstigen Arbeitgebers (Bank Bär) überreichte. Da er aber noch nicht rechtskräftig verurteilt ist, gilt nach Meinung des Bezirksgerichtes die Unschuldsvermutung. Wir halten deshalb ausdrücklich fest: Es könnte sich bei der Übergabe der CD mit den geklauten Daten um eine optische Täuschung handeln. Auch ist nicht bewiesen, dass Elmer seinen ehemaligen Arbeitgeber unter Druck setzte, indem er die vielleicht gar nicht existierenden geklauten Daten publik machte. (axb)



Kampf um die Macht: Kevin Spacey als Frank Underwood in «House of Cards».

Serien

Zum Glück ist die Schweiz langweiliger

Ich liebe das US-Politdrama «House of Cards». Immer wieder werde ich gefragt, ob es in Bern auch so brutal zu und her geht. Ich muss da leider Entwarnung geben. *Von Balthasar Glättli*

Sex. Crime. Macht. Liebe. Einsamkeit. Intrigen. Und tödliches Vertrauen. Die Serie «House of Cards» erfüllt alle Anforderungen an postmoderne Kunst: Man kann sie als reinen Machtkampf lesen. Oder als verwirrend fesselnde Darstellung einer Zweierbeziehung zwischen den beiden Hauptdarstellern Frank Underwood (Kevin Spacey) und seiner Frau Claire (Robin Wright), die einen kalten Pakt geschlossen haben – und sich trotz allem auch wieder in Liebe und Hass miteinander verbunden fühlen. Als Ringen um eine emanzipierte Beziehung. Oder als modernisierte Fassung von Shakespeares Klassiker «Richard III.».

Es scheint kein Zufall zu sein, dass Spaceys letzte Theaterrolle vor der Aufnahme der Serie eben genau die der Titelfigur, des Herzogs von Gloucester, war. Ein hässlicher Krüppel, der beschliesst, zum Bösewicht zu werden und zu

seinem Vergnügen die Macht anzustreben, König zu werden. Leichen säumen seinen Weg – was soll's?

Körnchen Wahrheit

Etwas ziviler geht es durchaus zu in «House of Cards». Mord ist nicht der Normalfall – aber manchmal geht's halt doch nicht ohne. Frank Underwood arbeitet sich hoch, zieht im US-Kongress alle Strippen für die Demokraten. Doch nicht für die Sache, sondern für das eigene Ziel, zum Aussenminister ernannt zu werden. Als ihm dies verweigert wird, manipuliert er seine eigenen Kollegen und die junge Journalistin Zoe Barnes, bis er schliesslich Vizepräsident und dann gar Präsident wird. Die Leichen im Keller jedoch drohen ihn immer wieder einzuholen. Doch genug der Spoiler ...



Eine ähnliche Frage, die Schweizer Politiker immer wieder beantworten müssen, wenn sie sich als «House of Cards»-Fans zu erkennen geben: «Geht's denn bei euch in Bundesbern auch so intrigent und brutal zu und her?» Ich muss da aber leider Entwarnung geben. Denn nicht nur für die Grünen, auch für die meisten anderen Fraktionen gilt: Der Wille zur eigenen Meinung ist durchaus ausgeprägt. Und die Fraktionsdisziplin nicht im Entferntesten so gross wie in anderen politischen Systemen. Dass «House of Cards» in den USA spielt, heisst eben auch: Das Zweiparteiensystem strukturiert die Handlung. Da ist man für oder gegen den Präsidenten – weil man in dessen eigener Partei ist oder in der anderen. Folgt man diesem Muster nicht, ist es bereits Verrat.

Das erlebe ich in Bern ganz anders. Natürlich hängt das zusammen mit einem ganz anderen politischen System, in dem keine Partei allein für sich die Mehrheit und die Macht hat. Und alle ausser einer dies auch nicht wirklich wollen. Viele Gewählte kennen die Verfassung nicht auswendig. Doch alle kennen den Artikel 161 wörtlich: «Die Mitglieder der Bundesversammlung stimmen ohne Weisungen.»

Entsprechend liess ich mich denn auch schon mit dem ironischen Bonmot zitieren, dass der Einzige, der wirklich an die Entscheidung der Fraktionsmehrheit gebunden sei, letztlich ich selbst sei. Als Fraktionschef. Und wie viele ironische Bemerkungen hat auch diese mehr als nur ein Körnchen Wahrheit in sich. Doch gerade darauf bin ich halt auch stolz. Auf ein politisches System, in dem die Akteure sich ein zweites, drittes, viertes Mal begegnen. Mal mit-, mal gegeneinander stimmen, in wandelnden Mehrheiten. Und darum bei allen inhaltlichen Differenzen sich und unsere Institutionen respektieren. Im Wissen darum, dass jene, die diesen Respekt vermissen lassen, zwar klarer und lauter gehört werden und ihnen der Applaus zufliegen mag. Dass sie aber, wenn es dann darum geht, verlässliche Mehrheiten zu finden, nicht zu jenen gehören, denen man vertraut.

Eine Ausnahme allerdings kann ich nicht verschweigen: die internen Machtkämpfe innerhalb der Parteien. Während bei den Präsidiolen unterdessen jede Partei froh ist, überhaupt einen Kandidaten zu finden, gibt es durchaus Posten und Einflussmöglichkeiten, um die mit harten Ellenbogen gestritten wird.

Fazit: Wer ohne Rücksicht auf Verluste ausgetragene Politfehden sehen will, der muss warten. Auf die nächste Staffel von «House of Cards». Um zu erleben, wie der Kampf um die Macht ausgetragen wird, wenn es wirklich keine Grenzen gibt, nicht des Anstands, nicht der Glaubwürdigkeit, nicht der Moral.

Balthasar Glättli ist Nationalrat und Fraktionspräsident der Grünen.

Jazz

Zwei Söhne und ihr Ersatzvater

Von Peter Rüedi

Alle Kunst, die diesen Namen verdient, ist ein Neubeginn. Und alle Kunst steht in einem Zusammenhang, in einer Geschichte, selbst wenn sie sich noch so abrupt von der abkoppeln will. Treten die Söhne berühmter Väter deren Erbe an, stellt sich dieses grundsätzliche Paradox mit besonderer Schärfe. Sie sind gefangen im Zwiespalt zwischen Rebellion und Ahnenkult, und wenn der Vater gar als Schatten auf einer ganzen Generation von Nachgeborenen lastet, nimmt das Dilemma mythologische Dimensionen an. Als John Coltrane 1967 erst vierzigjährig starb, war sein Sohn Ravi gerade zwei. Und Matthew Garrison, der Sohn von Coltranes Bassist Jimmy Garrison, verlor seinen Vater 1976 mit fünf. Dass sie sich für die Instrumente entschieden, die ihre Erzeuger so nachhaltig prägten, erforderte Mut, und dass sie sich auf ihnen ihre eigene Sprache erkämpften, einiges an Hartnäckigkeit. Beides ist auf dem überwältigenden Album zu hören, das die beiden mit ihrem Ersatzvater, dem Drummer Jack DeJohnette, eingespielt haben: die genetische Prägung und die Selbstbestimmung, zu der sie sich aus dieser fortentwickelt haben. Garrison auf dem elektrischen Bass und mit zurückhaltenden, aber raumgreifenden elektronischen Mitteln, Coltrane neben Tenor- und Sopransaxofon auch auf einem intensiven Sopranino. Zusammen mit dem tänzerisch filigranen, gleichzeitig mächtigen und sparsamen Schlagzeug von Jack DeJohnette ergibt das eine inspirierte, feinsinnige Gratwanderung zwischen «in and out», traditionellen Songformen und dramaturgisch immer sinnvollen, dringenden, aber transparenten freien Ausbrüchen: John Coltranes Kultstück «Alabama» und der Klassiker «Blue in Green», «Serpentine Fire» von Earth, Wind & Fire (so luftig kann Funk sein!), Balladeskes von DeJohnette (auch auf dem Piano), eine feurige Hommage an Rashied Ali und eine an Garrison senior und Hendrix («Two Jimmys»), ein Hochspannungs-Duo des Drummers mit Ravis Sopranino. Insgesamt: «In Movement» – Musik mit einem schmelzheissen Kern unter cooler Oberfläche. Ein Meisterwerk.



Jack DeJohnette, Ravi Coltrane, Matthew Garrison:
In Movement. ECM 2488

«House of Cards» hat auch noch ein zeitgenössischeres Vorbild als Shakespeare: eine BBC-Miniserie, in der ein anderer F.U., ein britischer Francis Urquhart, sich vom *chief whip*, dem Chefeinpeitscher der Konservativen, dem Mann fürs Grobe, zum Premier Grossbritanniens hinaufintrigiert. Diese BBC-Serie wiederum basiert auf einer Buchvorlage von Michael Dobbs, seinerzeit Thatcher-Berater, dann Stabschef und schliesslich unter John Major stellvertretender Parteivorsitzender der britischen Konservativen. Ein Mann, den der britische *Guardian* als «Westminster's baby-faced hit man» betitelt, als Auftragskiller mit Babyface. Wenn er von

Mord ist nicht der Normalfall – aber manchmal geht's halt doch nicht ohne.

Sündenregistern mit früheren Verfehlungen der Parlamentsmitglieder schreibt, von kompromittierenden Fotos, Bestechung von Ämtern, Medienkampagnen mit gezielten Indiskretionen, da fragt der Leser sich natürlich: Wie viel im Plot ist Wahrheit, wie viel Übertreibung, wie viel reine Fantasie?

Das Geheimnis der DJs

Sie sind die erfolgreichsten Musiker unserer Zeit. Weil sie ihre Lieder elektronisch komponieren? Das Internet verstehen? Auch. Die Revolution begann aber woanders. Von Claudia Schumacher

Eigentlich denke ich mehr an die Emotionen als an den Fussball», sagte der französische Superstar-DJ David Guetta in einem Interview, als er noch am offiziellen Lied für die Fussball-EM 2016 arbeitete. «Ich überlege, was die Leute im Stadion hören wollen, wozu sie gerne mitsingen würden und was sie zur Interaktion mit der Musik anregt.» Das Lied «This One's for You» ist am 13. Mai erschienen. Schon jetzt kennt jeder die Melodie. Volltreffer. David Guetta eben.

Der rasante Aufstieg der DJs zu Superstars wurde in den letzten Jahren mit Staunen beobachtet. DJs – das waren doch immer die pickeligen Aussenseiter der Party, die irgendwo am Rand der Tanzfläche die Musik auflegten! Heute sind sie die Könige des EDM, der Electronic Dance Music, und gehören zu den wenigen der Musikbranche, die das ganz grosse Geld machen. Für zwei Stunden Auflegen sind Gagen im mittleren sechsstelligen Dollarbereich möglich. Der Schotte Calvin Harris verdiente zuletzt fast 70 Millionen US-Dollar im Jahr.

Dass DJs die Musiker der Stunde sind, zeigt auch das Beispiel des diesjährigen EM-Lieds: Kaum jemand kennt die Frau, die es singt. Viel wichtiger ist Guetta, der das Stück gemacht hat. Überhaupt ist es das erste Mal, dass der offizielle EM-Song von einem DJ kommt. Was sich in Deutschland auf nationaler Ebene wiederholt: DJ Felix Jaehn hat mit Herbert Grönemeyer den deutschen EM-Hit gemacht. Auch hier ist es in erster Linie ein Jaehn-Lied. Selbst einer wie Grönemeyer bleibt zweitrangig. DJs sind dermassen erfolgreich, dass sich etwa der Schwede Avicii mit nur 26 Jahren gerade in eine sehr frühe Rente verabschieden konnte.

Ohne Stimme geht es nicht

Sie wissen, wie man Musik und sich selbst im Zeitalter der Online-Verkaufsportale und sozialen Medien vermarktet. Sie verstehen es, Netzwerke aufzubauen, mit deren Hilfe sie in die richtigen Klubs kommen. Darüber wurde schon geschrieben. Und es wurde historisch nachgezeichnet, wie der Durchbruch für die DJs mit dieser einen Lichtgestalt namens David Guetta begann. Aber warum ist das passiert? Weil die Menschen elektronische Musik hören wollten? Zum Teil sicher schon: EDM ist der grosse Musiktrend unserer Zeit. Aber damit allein erklärt sich der Über-Erfolg der DJs noch nicht. Auch bei der Musik, die von den DJs kommt, gilt nämlich nach wie vor: Lieder

mit klassischer Melodieführung und einer menschlichen Gesangsstimme sind am erfolgreichsten. Was also ist das Geheimnis der DJs?

Wird etwas Neues sensationell erfolgreich, lässt sich der Grund dafür oft in seiner Unterscheidung vom Alten finden. Doch der zentrale Unterschied zwischen der Musikwelt vor dem Durchbruch der DJs und der Welt danach besteht nicht bloss – wie viele glauben – in der Gerätschaft des Mischpults. Und nein, es ist auch nicht einfach die Cleverness, mit der DJs das Internet nutzen, oder ihre zupackende Do-it-yourself-Mentalität, die sie von früheren Musikertypen unterscheidet. Das wirklich Revolutionäre liegt woanders: DJs haben ein grundlegend neues Verständnis von Musik. Das ist das Geheimnis ihres Erfolgs.

Vom Publikum her gedacht

DJs sind die ersten Musiker der Welt, die konsequent vom Hörer her denken. Sie sind absolut auf die Fans ausgerichtet. Die Masse gibt den Ton an. Das ist das Neue, und es hat viel mit ihrer Herkunft zu tun. DJs sind die Kinder der Diskotheken und Klubs, in denen ein simples Gesetz gilt: Gelingt der Abend für die Masse der Klubgäste, wird der DJ wieder engagiert. Anders als die meisten Liedermacher des Pop und Rock, die ihre Inspiration aus sich selbst und aus ihren Erfahrungen heraus schöpfen, sind für den DJ nicht die eigenen, sondern die fremden Emotionen ausschlaggebend. Er verarbeitet nicht seine Erlebnisse, es geht ihm eher darum, den Nährboden für die Erlebnisse der anderen zu schaffen. Weckt ein DJ die Stimmung, die eine Nacht für die Gäste unvergesslich macht, hat er seine Aufgabe erfüllt.

Dieser Künstlertypus ist nicht sperrig oder introvertiert, wie es das Klischee vom Songwriter bisher wollte. Sie sind auch nicht kopflos extrovertiert wie reine Showstars. DJs sind Strategen mit hohen empathischen Fähigkeiten. Sie erfüllen, was die Masse will. Und machen die Musik, die für die Hörer funktioniert. Die Stimmung schlafft ab? Schnell etwas Energetisches auflegen. Die Stimmung wird aggressiv? Es müssen ruhigere Töne her. Das macht DJs von Grund auf zu *people pleasers*. Sie sind die netten Jungs von nebenan, die dir gerne einen Gefallen tun. Nicht zuletzt auch zu ihrem eigenen Besten. «Wir gründen unsere Karrieren auf dem Wissen um das, was effektiv sein wird», sagt der amerikanische DJ-Superstar Skrillex. Ein Satz, der



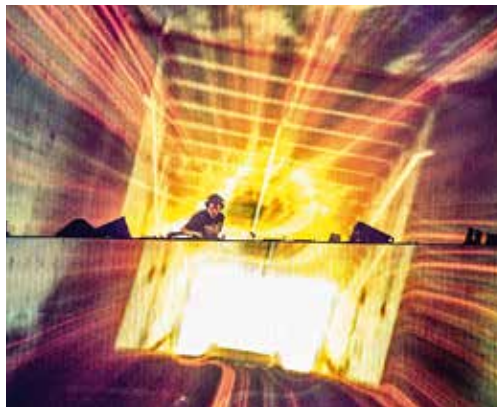
Neuer Volltreffer: David Guetta.



Eigenes Plattenlabel: Steve Aoki.

sehr neu ist. Und anders klingt als das, was etwa ein Bob Dylan, Prototyp des klassischen Liedermachers, einmal programmatisch verkündete: «Ich denke nicht wirtschaftlich und auch nicht daran, was die Leute über mich denken.»

Selbstbezogen und frei von ökonomischen Zwängen arbeiten, dabei ruhig ein bisschen asozial und arrogant auftreten: Das galt immer



Frühstrende: Avicii.



«Was effektiv sein wird»: DJ Skrillex (r.)



70 Millionen Dollar im Jahr: Calvin Harris.

als chic bei Musikern, die als Künstler wahrgenommen wurden. Das ist heute nicht mehr unbedingt der Fall. Gefälligkeit, wie sie DJs verkörpern, wird kaum mehr problematisiert, sondern eher positiv als freundliche Einstellung wahrgenommen. Wie aus Jugendstudien hervorgeht, verlieren – passend dazu – die Subkulturen an Relevanz und mit ihnen auch eine philosophische Grundhaltung: die ruppige

Abgrenzung und die Verweigerung gegenüber dem Mainstream. Heutige Jugendliche sagen offen, dass sie sich an den Charts orientieren. Sie wollen sich nicht durch eine eigene, widerborstige Musik von den Eltern abgrenzen. Stattdessen hören sie Harris oder Guetta – wie ihre junggebliebenen Eltern auch. So entwickelt sich die westliche Gesellschaft sukzessive zu einer homogenen Masse, in der eine Main-

stream-Kultur vorherrscht, die sich nicht um Generationen und Nationen schert. Den DJs als geschulten Mediatoren der Massenwünsche spielt das optimal in die Hände.

Einen weiteren Grund dafür, dass DJs so unaufhaltsam erfolgreich sind, liefert ein Blick auf die meistverkauften Lieder aller Zeiten: «White Christmas», «In the Summertime», «Rock Around the Clock», «I Will Always Love You», «We Are the World», «You're the One that I Want» ... Die meisten dieser Titel sind waschechte Gute-Laune-Songs. Andere sind leicht melancholisch, aber nichtsdestotrotz von positiven Emotionen getragen. Es sind Lieder, welche die Ewigkeit, die Einheit der Menschheit und die Liebe besingen. Sie wecken gute Gefühle und beschwören die Masse. Genau das ist es, was die Musik der DJs naturgemäß leistet. Ihre Musikvideos sind voll von Pool-Partys, Pustebäumen, schnellen Autos, Stränden, Schneepisten, Frauen in Bikinis oder Strapsen, Sonnenuntergängen und coolen Stadtkulissen. Alles, was Fun macht!

Oder einfach ein Remix

Trifft dieser geschäftliche Hedonismus auch noch auf ein angeborenes Sonnenschein-Naturrell wie bei David Guetta, wird verständlich, wie es dem Franzosen gelingen konnte, die Musikbranche auf den Kopf zu stellen – obwohl seine Lehrerin ihn damals, irgendwann in den Achtzigern, einfach nur für verrückt hielt. Er sagte, er wolle von Beruf DJ werden. Sie verstand das nicht. Mit Musikauflegen kann man doch kein Geld verdienen! Als Musiker hat man es ja schon schwer genug. Und ein DJ, der ist doch nicht mal ein Musiker!

Wie komplex die Arbeit der DJs ist, versteht auch heute noch nicht jeder. Dabei schreiben einige ihre Hits nicht nur komplett selbst, manche singen sie auch selber ein, wie etwa Harris bei «Summer». Dann legen sie Ihre Musik auf. Im besten Fall in Klubs wie dem «Pacha» oder dem «Ushuaia» auf Ibiza oder zu Gast beim Ultra Miami, dem wichtigsten Festival für EDM. Manchmal reicht es aber, wenn ein DJ sich auf die alte Kernkompetenz besinnt: das Remixen. Ein Beispiel ist Felix Jaehns «Cheerleader» (2014): Von seinem Plattenlabel bekam Jaehns, damals neunzehn, den bereits bestehenden Reggae-Song von Omi zugespielt. Doch erst Jaehns Remix machte das Stück zum Welthit.

Mittlerweile besitzen DJs bereits vermehrt eigene Plattenlabels. Steve Aoki gehört Dim Mak Records, Diplo hat Mad Decent gegründet und Skrillex, gerade einmal 28 Jahre alt, das Label Owsla. Was haben sie vor? «Wenn wir daran denken, wie wir die Kultur erhalten und nähren, dann machen wir letztlich auch am meisten Geld», sagt der Amerikaner Steve Aoki ganz unverblümt. Man kann nur hoffen, dass ihm beide Seiten der Gleichung auch gleich wichtig bleiben werden. ○

Der Mann, den keiner je sah

Bestsellerautor B. Traven gehört zu den rätselhaftesten Figuren der Literatur. Wer steckte hinter dem Pseudonym? Neueste Spuren führen zu einem in der Schweiz stationierten Nazi. Von Dagmar Just

Die Fakten — Anfang Januar 1925 – Francis Scott Fitzgerald beendet vermutlich gerade seinen «Grossen Gatsby» und Adolf Hitler die Druckfassung von «Mein Kampf» – verschickt ein Mann unter dem Namen B. Traven fünf Geschichten in schlichtem Deutsch und mit mexikanischem Ambiente an mehrere bekannte Literaturzeitschriften in Berlin und München. Der früheste beigelegte Brief ist auf den 6. Januar 1925 datiert und hat den exotischen Absender «Columbus, Tamaulipas, Mexiko». Er kündigt einen «Roman über Baumwollpflücker in den Tropen» an – «35 000 Silben, 20 Seiten, masch.schr.» – und endet mit dem Paukenschlag, dass er mit Bleistift geschrieben wurde, weil die nächstgelegene Möglichkeit, Tinte zu besorgen, 36 Meilen entfernt liege. Das reicht für den Durchbruch.

Von da an beliefert Traven den deutschen Literaturmarkt vierzehn Jahre lang mit seinen Mexiko-Stories und immer neuen Details aus dem Alltag eines Dschungeldichters: «Mein Tisch (ist) eine morsche Kiste der «Huasteca Oil Corporation» und der Stuhl – der mit Asche und den Abfällen eines Indianerhaushaltes bestreute Fussboden (blanke Erde, nicht etwa Parquet gebohnt)». Schon sein zweiter Roman, «Das Totenschiff» von 1926 – «dagegen werden alle Seegeschichten wie Buttermilchsuppe sein, ich schicke die Bombe, sobald ich mir Briefmarken leisten kann» –, wird ein Bestseller. Trotzdem bleibt er seinem Inkognito treu: «Kein Bild von mir! Ich leide an Platzangst – wenn ich über den Platz Öffentlichkeit gehen soll.»

1934 wird er von Alfred A. Knopf für Amerika entdeckt, ab 1941 lesen ihn auch die Mexikaner. Im gleichen Jahr erwirbt Warner Bros. die Filmrechte an seinem «Schatz der Sierra Madre» von 1927. In der Regie von John Huston, mit Humphrey Bogart als Star, kommt er 1948 in die Kinos, wird mit drei Oscars gekrönt und erweist sich als einer von Hollywoods ganz grossen Westernklassikern. Danach ist Traven Kult. Mexikanische Filme, deutsche Theateradaptionen, amerikanische Suchexpeditionen. Doktorarbeiten, Doku-Dramen, Interviews mit Traven-Witwen, Traven-Strohmännern, Möchtegern-Travens. 1960 erscheint nach langer Pause sein letzter, von der Kritik verrissener Roman. Danach verschwindet er dahin, von wo er 36 Jahre vorher gekommen war: ins Dunkel.

Der Anarchist — Allein aus der Literatur ist sein Ruhm kaum zu erklären. Er schrieb spannende, aber simpel gestrickte Abenteuer-

romane mit holzschnittartigen Charakteren: Schiffsjungen, Schuhputzern, Goldgräbern, die an exotischen Orten den Sprung aus den Rattenlöchern des Lebens in die Rockefeller-Etagen probieren und meistens untergehen. Vermutlich wären sie längst im Jugendbuchsegment zwischen Dumas' «Drei Musketeieren», Louis L'Amours «Hondo» und Hugo Pratts «Corto Maltese» gelandet, wäre nicht der Autor selbst so mysteriös. Ein Mann, den keiner

«Ich bin kein Schriftsteller und habe keine Sehnsucht nach Berühmtheit.»

je sah und alle nur aus seinen Briefen kannten, in denen er ein Typ wie aus dem Versandhauskatalog für träumende Männer an Nine-to-five-Schreibtischen war. Eine Art Dschungel-Bogart, der sich mit harten Jobs «als Ölmann, Farmarbeiter, Kakaoarbeiter, Fabrikarbeiter, Tomatenpflücker, Apfelsinenpflücker, Urwalddroder, Maultiertreiber oder Handelsmann unter den wilden Indianerstämmen Mexikos» über Wasser hielt.

Dies bevor er wieder in Klausur in eine einsame Hütte im Urwald ging und, Zigarette im Mundwinkel, Colt auf dem Tisch, erfahrungssatte Abenteuer in seine rostfreie Schreib-



Dschungel-Traven-Erfinder: E. F. Löhndorff.

maschine tippte, die er dann meilenweit durch den Busch zur nächsten Poststation trug und nach Deutschland schickte. Einziges Motiv: «Ich will helfen, ein wenig frische Luft, fröhliches Weltgefühl und den Geburtsschrei eines neuen Geschlechts in die Literatur zu bringen.» Lorbeeren verabscheute er: «Ich bin kein Schriftsteller und habe keine Sehnsucht nach Berühmtheit.» Ein *tough boy*, der seine Anonymität auch noch wahrte, als die Kritik ihn schon zum neuen Balzac, Rimbaud und Nobelpreisträger kürte. Die Folge: ein bis heute andauernder Traven-Tourismus. Sowie ein Wettlauf der Detektive, wer zuerst den *lonesome hero* im Busch von Tampico aufspürt und sein Geheimnis lüftet.

1966 schien es so weit. Ein Leipziger Literaturwissenschaftler griff eine Vermutung aus den dreissiger Jahren auf und verglich Travens Stil mit dem von Ret Marut, Münchener Räte-revolutionär, Herausgeber und alleiniger Autor der anarchistischen Zeitschrift *Der Ziegelbrenner*. Er – und mit ihm das Gros der Traven-Forscher – kam zu dem Schluss: Traven ist Marut. Und seither sucht alles nun auch noch nach diesem, denn auch Ret Marut ist nur ein Pseudonym.

Eine Analyse seiner Texte und Briefe lässt dies jedoch unwahrscheinlich erscheinen. Wäre folgende Variante nicht plausibler?

Der Profi — Der ganze Dschungel-Traven ist fiktiv. Sein Erfinder: Ernst Friedrich Löhndorff, ein schreibwütiger Autor, der von seinem Schweizer Schreibtisch aus die Strippen zog und auf den Seelen seiner Leser wie Rubinsteine auf den Tasten seiner Klaviere spielte. Ein Profi des Selbstmarketings, der souverän auf dem deutschen Zeitschriftenmarkt operierte und sich wie ein Fisch im Wasser im Kosmos von Druck- und Satztechnik, Belegexemplaren, Vorabdruckrechten, Honorarsätzen bewegte. Redaktoren wies er im Chefton an: «Keine Werbung für den Autor! Wenn Journalisten Fragen stellen, lautet die Antwort: «Wir wissen nichts!» Seine Strohmänner wählte er mit sicherer Hand, wie die Strategien, mit denen er sie daran hinderte, sein Geheimnis preiszugeben. Sein politisches Timing ist exquisit. Kurz nach der Ermordung des jüdischen Hellsehers Erik Jan Hanussen durch die SS droht der Dschungel-Autor dem Direktor seines Hausverlags, der Büchergilde, dass er ihn bei Göring und Goebbels denunzieren werde, und «dann dürfen Sie froh sein, wenn Ihnen nicht das gleiche neudeutsche Vergnügen zu teil wird, das den jüdisch-national-socialistischen Sternebeschwoerer Hanussen [...] so rasch und unversehens in ein ruhigeres Dasein versetzte». Und als der Traven-Boom Anfang der fünfziger Jahre erstmals an Fahrt verliert, kreierte er die «Mitteilungen»: einen hektografierten Mix aus Zitaten, Legenden, Lügen und Statistiken zu Travens Leben und Werk. Neues Öl im Feuer.

Kurzer Einschub: Der Fall Forestier — 1952 landete der Lektor des traditionsreichen Diederichs-Verlags und vorherige Sonderbeauftragte des Oberkommandos der deutschen Wehrmacht, Karl Emerich Krämer (1918–1987) den grössten Skandal der deutschsprachigen Nachkriegsliteratur. Er lancierte einen Band eigener Gedichte als Nachlass eines 1921 geborenen und 1951 in Indochina verschollenen deutsch-französischen Fremdenlegionärs namens George Forestier. «Ich schreibe mein Herz in den Staub der Strasse» wurde noch im Erscheinungsjahr 21 000-mal verkauft und löste quer durch alle Leserschichten euphorische Reaktionen aus. Denn Krämer, der von sich sagte: «Ich gehöre einer Generation an, die genau weiss, was Managertum ist», hatte zu Recht darauf spekuliert, dass sich «ein im Dschungelkrieg vermisster Legionär mit SS-Vergangenheit besser verkaufte als ein Herstellungsleiter aus der deutschen Provinz». Doch als er ankündigte, die nächsten Forestiers im eigenen Verlag zu publizieren, liess der Verlagschef von Diederichs den Coup auffliegen. Die düpierte Kritik reagierte verbittert.

Der Traven-Macher — Ernst Friedrich Löhndorff, 1899 geborener Kaufmannssohn, gleiche Generation wie Brecht und Hemingway, Remarque und Jünger, war kein intellektueller Bohémien oder politischer Aktivist wie Ret Marut, sondern ein Sitzengebliebener, Schulabbrecher, Abenteurer. Schon als Teenager eroberte er die Welt. Als Schiffsjunge und Kuli: Amerika, Afrika, Indien. Im Ersten Weltkrieg schlug er sich in Mexiko durch: als Ladendiener, Plantagenarbeiter, Tellerwäscher, Indianerfreund und Fahrer des Revolutionsführers Pancho Villa. Danach wird er Fremdenlegionär unter dem fiktiven Namen Ernesto de Naca e Villaverde aus Veracruz in Algerien. Desertiert und probiert sich als Walfischfänger, Orchideenjäger, Diamantensucher, Goldgräber.

Mitte der zwanziger Jahre kehrt er zurück nach Europa und startet seine zweite Karriere. In Ascona in der Schweiz projektiert er seinen Einstieg in die Literatur. Weil Mexiko damals das Mode-Mekka der europäischen Intelligenzija ist, handeln seine ersten Erzählungen dort. Und weil ein Dschungeldichter viel interessanter ist als ein 24-jähriger Nobody aus der Schweiz, erfindet er sein Traven-Double, mietet in Tampico das Postfach und brieft den Strohmännchen, damit der seine Texte von dort nach Berlin und München zurückschickt. Die Rechnung geht auf, und B. Travens Erfolg beflügelt ihn derart, dass er gleich doppelt nachlegt: Unter Travens Namen bringt er den «Schatz der Sierra Madre» in Berlin heraus und in Stuttgart den Mexiko-Roman «Bestie Ich in Mexiko» unter seinem bürgerlichen Namen Ernst Friedrich Löhndorff. Beide werden Bestseller.



«Dagegen werden alle Seegeschichten wie Buttermilchsuppe sein»: «Totenschiff»-Film mit Mario Adorf.



Wettlauf der Detektive: Anarchist Marut.

Aber verglichen mit Löhndorffs kometenhaftem Aufstieg zum «Karl May des 20. Jahrhunderts» mit astronomischen Auflagen von bis zu 300 000 Exemplaren, bleibt Traven ein Nebenrollenstar. 1933 wird Löhndorff Nazi. 1936 ist er bereits offizieller Mitarbeiter des Propagandaministeriums und als Stützpunktleiter der NSDAP in Porto Ronco so agil, dass die Schweizer Behörden ihn ausweisen. Dann der Umzug nach Süddeutschland. Und während das mexikanische Traven-Geschäft stagniert, zieht Löhndorff ein neues Double namens Peter Dando aus der Tasche und dessen Debüt «Der Geheimnisvolle von



Danach ist Traven Kult: «Schatz der Sierra Madre».

Baden-Baden». Auch hier ein Poker mit traumwandlerischem Glück. Denn beide, Löhndorff und Dando, können nahtlos im Deutschland Hitlers, der Nachkriegszeit und des Wirtschaftswunders weiterpublizieren, ohne Einschränkungen, ohne Entnazifizierung. Genau wie B. Traven, der angebliche Anarchist.

Die Romane B. Travens sind als Taschenbücher im Zürcher Diogenes-Verlag erhältlich.



«Eher pädagogisch und sogar humorvoll»: Sextherapeutin Tapert.

Der perfekte Vibrator

Mit dem weiblichen Orgasmus und wie man ihn befördert, bin ich bestens vertraut. Derzeit entwickle ich zusammen mit Marty, einem Hersteller in China, den unwiderstehlichsten Dildo. Marty hat allerdings ganz eigenwillige Vorstellungen, wie das Gerät funktionieren soll. *Von Maggie Tapert und Thomas Buchwalder (Bild)*

Alles begann mit meinen Workshops über weibliche Sexualität. Viele Frauen kamen zu mir und vertrauten mir an, dass sie Schwierigkeiten hätten, zu einem befriedigenden Orgasmus zu gelangen. Als Sex-Erzieherin und Seminarleiterin war es meine Aufgabe, ihnen zu helfen, und da ich auf viele Jahre Erfahrung zurückblicken kann, weiss ich, dass in diesem Fall weder Pillen noch Sport, noch kluge Bücher oder eine Gesprächstherapie helfen. Nein, die beste Therapie ist zugleich die einfachste: ein starker Vibrator.

Das war vor über zwanzig Jahren – und seitdem verkaufe ich Sex-Toys. Ich habe es nie bereut, und ich schäme mich auch nicht dafür.

Geblichen ist freilich die ständige Suche nach dem besten, dem ultimativen Gerät. Das entscheidende Wort hier lautet: Power. Gross muss der Vibrator sein und kraftvoll. Nur so erhält man eine konstante, zuverlässige, andauernde Vibration. Alles andere – vor allem kleine Geräte – löst im Vergleich dazu bestenfalls einen Mini-Orgasmus, sozusagen ein Orgasmusli, aus. Eine Art von sexuellem Schluckauf.

Meinen ersten Vibrator verdanke ich einem Pornostar. Sie war eine echte Berühmtheit in ihrem Fach, hatte sich allerdings schon aus ihrer langen und erfolgreichen Karriere zurückgezogen, als sie dieses Video für Frauen aufzeichnete. Im Film demonstrierte sie mit Hilfe eines Vibrators einen fünfminütigen Orgasmus. Der Streifen war nicht sexy im üblichen pornografischen Sinn, sondern eher pädagogisch und sogar humorvoll. In der oberen Ecke lief eine Uhr mit, derweil sie es sich – ungemein überzeugend und beeindruckend – besorgte.

Orgasmus-Kurse

Ich sah wie gebannt zu. So etwas hatte ich noch nie gesehen. «Wenn sie das kann», war mein nächster Gedanke, «dann kann ich das auch. Und wenn ich das kann, dann können das auch andere Frauen.» Ich bestellte diesen Supervibrator, und mein Leben – und das meiner Kundinnen – war von Stund an nicht mehr so wie früher. Denn natürlich wollte ich die Teilnehmerinnen meiner Orgasmus-Kurse an der erfreulichen Entdeckung teilhaben lassen.

Auf dem Markt kursieren unzählige Arten von Stimulierungsmaschinen. Oft sind es irgendwelche pastellfarbene, putzige kleine Babydinger. Ein Renner zurzeit ist ein Gerät in Form und Grösse eines Smartphones – das vermutlich keinen Klingelton hat, weil es immer auf Vibrie-

ren eingestellt ist. Nun ja, wer's mag. Ich bat alle Frauen, die sich zu meinen Kursen einschrieben, ihre eigenen Freudenspender mitzubringen. Aber wenn sie meinen Apparat sahen, wollten sie lieber auch ein grosses, kräftiges Modell.

Gross und kräftig, aber doch nicht wirklich perfekt. Auch wenn das Modell der Pornofrau gut war, so war es doch eindeutig verbesserungswürdig. Und so geriet ich an Marty.

Marty ist mein Mann in China. Er ist ein echtes Herzblatt. Ende siebzig und seit Jahrzehnten im Geschäft mit Sex-Toys aller Art. Vor Jahren verkaufte er sein ganzes Hab und Gut und zog von Kalifornien nach China, wo er eine Fabrik eröffnete, von der aus er seitdem die ganze Welt mit seinen Spielsachen beglückt – unter anderem auch mit «Maggie's Magic», meinem ersten eigenen, selbstentwickelten Vibrator, der sich, *thank you very much*, ziemlich grosser Beliebtheit erfreut. Persönlich habe ich Marty noch nie getroffen, aber ich kenne ihn als einen anständigen, zuverlässigen und ehr-



«Nächste Generation»: «Maggie's Magic».

lichen Geschäftspartner. Leider treibt er mich manchmal schier zum Wahnsinn.

Meist muss ich mich in seinen E-Mails zuerst durch ausführliche Schilderungen seines allgemeinen Zustandes und seines speziellen gesundheitlichen Befindens hindurchlesen, bevor er zur Sache kommt. «Hi Maggie, mir geht es echt gut, ich habe zwanzig Pfund verloren, weil ich viel Obst und Gemüse esse und Moxibustion mache.» Moxibustion, so unterrichtet mich Wikipedia, ist eine chinesische Heilmethode, die irgendwie Akupunktur und Wärmekissen miteinander verschmilzt.

Das Hauptproblem mit Marty sind nicht seine gesundheitlichen Sorgen, sondern die Begeisterung, mit der er eigene Vorschläge für unser gemeinsames Produkt macht. Er nennt es «neue und neuartige Verbesserungen für die nächste Vibratorgeneration». Meine Begeisterung freilich hält sich in engen Grenzen. Denn ich bezweifle, dass Marty über nennenswerte eigenhändige Erfahrungen mit einem Vibrator verfügt. Ich bin mir auch nicht sicher, wie tief er in die Geheimnisse des weiblichen

Orgasmus eingedrungen ist. Dafür kennt er sich als Mann mit Technik aus, oder er glaubt es zumindest. Männer und Technik, das ist ein grosses Thema. Wenn etwas brummt, schnurrt, surrt und vibriert, fühlen sie sich gleich angesprochen, ja herausgefordert. Dann wollen sie zum Reissbrett eilen, zeichnen, tüfteln, konstruieren, schrauben und schweissen – egal, ob Brücke, Auto oder Vibrator. Marty macht da keine Ausnahme.

«Turbo Switch»

«Ich möchte dir einen Rat geben», eröffnet er mir dann in einem Ton, der keinen Widerspruch zulässt. Schliesslich kündigt er eine – seiner Überzeugung nach – bahnbrechende neue Einsicht an: «Beim Sex», konstatiert er gleichsam atemlos, «lieben es Frauen, stimuliert zu werden.»

Okay, Marty, nicht ganz neu, aber du bist auf dem richtigen Weg.

«Deshalb würde ich den Vibrator gerne um einige Funktionen ergänzen», fährt er fort. «Stotternde Vibrationen, die wir «Pulsierungen» nennen können.»

Vor meinem entsetzten geistigen Auge entsteht das Bild eines blinkenden, bimmelnden und vibrierenden Spielzeuges, das man Kindern schenkt, wenn man ihre Eltern strafen will. Tatsächlich scheint Marty in eine ähnliche Richtung zu denken. «Dieses pulsierende Pochen kann rhythmisch sein wie ein Maschinengewehr – pop, pop, pop. Oder wie eine Welle oder eine Achterbahn – von langsam zu schnell, was immer man sich vorstellt.» Und gerade die Macht der Vorstellung sei doch beim Verkauf von Sexspielzeugen von nicht zu unterschätzender Bedeutung, fügt er hinzu.

Nein, an Fantasie mangelt es Marty nicht, ganz zu schweigen von seiner Vorstellungskraft hinsichtlich dem, was Frauen wirklich mögen: möglichst viel technischen Schnickschnack. «Wir könnten noch einen Knopf anbringen», beendet er seine jüngsten Vorschläge. «Mit dem könnte die Frau kurz vor dem Orgasmus auf die höchste Stufe schalten. Ich nenne es den «Turbo Switch».»

Ich sehe schon: Es wird noch einige Zeit dauern, bevor ich meinen Vibrator bekomme, so wie ich ihn mir vorstelle – schlank, stark, zuverlässig, elektronisch und nicht mechanisch betrieben. Es wird, so viel ist mir schon klar, ein langer Prozess sein. Das gilt einerseits für die Entwicklung des Gerätes, aber andererseits hoffentlich auch für Marty. ○

Top 10

Knorr's Liste

1	A Hologram for the King	★★★★★
	Regie: Tom Tykwer	
2	Julieta	★★★★☆
	Regie: Pedro Almodóvar	
3	A Bigger Splash	★★★★☆
	Regie: Luca Guadagnino	
4	The Jungle Book	★★★★☆
	Regie: Jon Favreau	
5	Zootopia	★★★★☆
	Regie: B. Howard/R. Moore/J. Bush	
6	Kollektivet	★★★★☆
	Regie: Thomas Vinterberg	
7	The First Avenger: Civil War	★★★★☆
	Regie: Anthony Russo, Joe Russo	
8	Spotlight	★★★★☆
	Regie: Tom McCarthy	
9	X-Men: Apocalypse	★★★★☆
	Regie: Bryan Singer	
10	The Man Who Knew Infinity	★★★☆☆
	Regie: Matthew Brown	

Kinozuschauer

1 (-)	X-Men: Apocalypse (3-D)	18973
	Regie: Bryan Singer	
2 (1)	The Angry Birds Movie	6017
	Regie: Clay Kaytis, Fergal Reilly	
3 (2)	Bad Neighbors 2	5083
	Regie: Nicholas Stoller	
4 (3)	Captain America: Civil War (3-D)	4076
	Regie: Anthony Russo, Joe Russo	
5 (-)	Julieta	3007
	Regie: Pedro Almodóvar	
6 (4)	The Jungle Book (3-D)	2396
	Regie: Jon Favreau	
7 (6)	The Man Who Knew Infinity	1646
	Regie: Matthew Brown	
8 (5)	How to Be Single	1621
	Regie: Christian Ditter	
9 (9)	En man som heter Ove	1222
	Regie: Hannes Holm	
10 (7)	A Hologram for the King	1113
	Regie: Tom Tykwer	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband; Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (1)	The Revenant (Fox)
2 (2)	Star Wars – Das Erwachen ... (Disney)
3 (3)	Creed – Rocky's Legacy (Warner)
4 (-)	Die Vorsehung – Solace (Ascot Elite)
5 (4)	Bridge of Spies – Der Unterhändler (Fox)
6 (5)	Joy – Alles ausser gewöhnlich (Fox)
7 (7)	Die Tribute von Panem (Impuls)
8 (8)	Heidi (Impuls)
9 (6)	Game of Thrones – Staffel 5 (Warner)
10 (-)	Schellen-Ursli (TBA)

Quelle: Media Control



Unschätzbare Wert: «Une histoire de fou».

Kino

Vergessen oder bewahren?

Der französische Spielfilm «Une histoire de fou» widmet sich einem brisanten Thema: dem Völkermord an den Armeniern, von dem die Türkei nichts wissen will. *Von Wolfram Knorr*

Am 15. März 1921 erschießt ein junger Mann in der Berliner Hardenbergstrasse einen soignierten Herrn am helllichten Tag. «Ich Armenier, der Türke», ruft er den bestürzten Passanten zu, «für Deutschland keine Schande!» Der Tote ist Mehmet Talaat Pascha, Innenminister des Osmanischen Reichs. Wenige Wochen später beginnt das Verfahren vor dem Moabiter Landgericht III, Strafkammer 6, gegen den Armenier Soghomon Tehlirian. Nach nur zwei Tagen endet es mit einem überraschenden Urteil: Die Geschworenen sprechen den Mann frei, der ergreifend vom Schicksal der Armenier und seiner Familie erzählt hat, die 1915 einem Völkermord zum Opfer fielen. Noch heute ist unklar, wie es zum Freispruch kam. Die einen sagen, die Weimarer Republik hatte andere Sorgen, die Öffentlichkeit habe ohnehin nicht gewusst, wo Armenien liege, und andere wieder glauben, dass das Urteil eine Art Wiedergutmachung gewesen sei. 1918 hatten Deutsche mit Hilfe eines U-Boots Talât Pascha, dem Drahtzieher des Völkermords, zur Flucht verholfen.

Wie auch immer, der Attentäter, der so gramvoll vor Gericht auftrat, hatte gelogen. Er war aktives Mitglied der Armenischen Revolutionären Föderation gewesen, die von Paris aus gezielte Anschläge organisierte. Tehlirian war mit einem klaren Auftrag nach Berlin gekommen,

das Schicksal der eigenen Familie war seine Erfindung. Bis in die neunziger Jahre verübten armenische Aktivisten, durch die Palästinensische Befreiungsorganisation (PLO) und die Arbeiterpartei Kurdistans (PKK) mit organisiert, Attentate. Es war eine Bewegung, die immer im Schatten anderer Terrorspektakel blieb und die nun erstmals in einem bewegenden Film vom französischen Filmemacher Robert Guédiguian zur Darstellung gebracht wird.

Physische Kraft

Guédiguian, deutsch-armenischer Abstammung, in Marseille geboren, ist ein Stiller im Land, der sich in seinen Filmen seit den achtziger Jahren mit liebenswerter Hingabe den Nöten und Träumen der kleinen Leute ausschliesslich in und um Marseille widmet. Es sind meist Tragikomödien («L'argent fait le bonheur», 1993), die klug und diskret die komplexen Topografien der Wohnviertel und der dort lebenden Familien entfalten und schildern – anhand vieler kleiner, genauer, von starker Sinnlichkeit geprägter Beobachtungen. Es sind Impressionen, Blicke, Gesten von einer derartigen physischen Kraft, dass man meint, das Rauschen des warmen, trockenen Windes zu spüren oder den Duft in den Küchen zu riechen. Nie trumpft Guédiguian auf oder verdichtet um dramatischer Effekte willen. Vermutlich fand er des-



Grossmutter kann nicht davon lassen, die Alexandrians wollen endlich Ruhe, ihr Filius Aram aber will nicht vergessen, wirft seinem Vater mangelnden Stolz vor und schliesst sich der Terrororganisation Asala an. In Paris verübt er ein Attentat auf den türkischen Botschafter, bei dem ein Passant, der Medizinstudent Gilles, schwer verletzt wird. Aram setzt sich in ein Terroristencamp im Nahen Osten ab, während seine verzweifelte Mutter den Kontakt zum schwerverletzten Gilles sucht.

Anders als bei seinen bisherigen Filmen nutzt Guédiguian eine Vorlage, den Roman «La bomba» des Spaniers José Antonio Gurriarán. Er dient ihm als Korsett für den Diskurs über Schuld, Terrorismus, Verantwortung, Moral. Unterschiedliche Erzählperspektiven sollen die kontroversen Positionen des Konflikts verdeutlichen. Das Konzept wirkt allerdings wie am Reissbrett entworfen, streift Seminararbeitsmodelle. Aram im Camp als Ideologe und Kämpfer; die Mutter, Vergebung suchend; der Vater ratlos; und in Paris Gilles, lodern vor Wut, der immer wieder hinausbellt, dass er nicht einmal wisse, wo Armenien liege. Selbstlos sucht die Mutter trotzdem den Kontakt zu Gilles und sieht in ihm bald einen zweiten Sohn. Sie holt ihn nach Marseille, und er lernt die Probleme der Armenier kennen. Sein grosser Wunsch ist es, Aram gegenüberzutreten.

Die Mutter, grossartig gespielt von Ariane Ascaride, wird zum humanistischen Monument sensibler Intensität und belegt Guédiguians Hang zu märchenhafter Beschaulichkeit seiner Kleineleutewelt. Damit der Diskurs über Bewahren und Vergessen nicht gestört wird, bleibt die Wirklichkeit aussen vor. Es gibt Momente, in denen man sich schon fragt, wo eigentlich die Polizei sei. Ermittelt wird offenbar nicht. Aber weil Guédiguian immer suggestiv erzählt und das Thema derzeit ohnehin durch den Konflikt zwischen Europa und der Türkei von Brisanz ist, ist «Une histoire de fou» von unschätzbarem Wert und deshalb sehr empfehlenswert. ★★★★★

halb nie grosse mediale Beachtung. Manche unterstellen ihm eine rührende Naivität, mit der der bekennende Kommunist die Schicksale der kleinen Leute erzählt.

Einen Zug ins Märchenhafte hat jenes Werk, mit dem er sich dem brandaktuellen Armenienkonflikt widmet. So beginnt «Une histoire de fou» mit dem Attentat 1921 in Berlin und dem Freispruch. Zwar wird deutlich, dass Tehlirian im Auftrag einer Organisation aktiv war, aber Genaueres erfährt man nicht. Guédiguian dient der historische Rückblick als Beleg für das nie überwundene Völkermordtrauma, das die in die Welt verstreuten Armenier ihren Kindern und Enkeln weitergeben. So setzt die eigentliche Geschichte zwei Generationen später bei der armenischen Familie Alexandrian ein, die in Marseille ein Feinkostgeschäft betreibt und sich mit dem Konflikt zwischen Vergessen und Bewahren herumquält. Die

Fragen Sie Knorr

Stimmt es, dass zu Stummfilmzeiten die Darsteller alle Stunts selber machten, wie in den Slapstickfilmen? M. R., *Bülach*



Stimmt nur teilweise. Der erste Stuntman war der Ex-Kavallerist Frank Hanaway, der wegen seiner Fähigkeit, vom Pferd zu fallen, ohne sich zu verletzen, eine Rolle in Edwin S. Porters

«The Great Train Robbery» (1903) bekam. Mimenkunst war noch nicht gefragt. Erst mit den Publikumslieblingen, den ersten Stars, änderte sich das, weil sie die Goldesel der Produktionen wurden und wie rohe Eier

behandelt werden mussten. Die erste professionelle Stuntfrau war Helen Gibson, die Helen Holmes in 26 Episoden von «The Hazards of Helen» (1914) doublete. Der einzige Stuntman, der Kinder doublete, war Bobby Porter, der – mit seinen 1,45 Metern – für die neunjährige Aileen Quinn in «Annie» (1982) an einer zwanzig Stockwerke hohen Zugbrücke hing.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Fernsehkritik

Mit SRF im Schlafzimmer

Von Rico Bandle

Einmal gab es tagelang zu reden, wenn das Schweizer Fernsehen eine Sendung über Sex machte. Heute sorgt eine Dokumentation über das Sexleben der Schweizer noch für ähnlich viel Aufsehen wie ein Film über Blauwale. Letzten Donnerstag startete SRF eine dreiteilige Serie, in der die sympathische Moderatorin Eva Nidecker normale Leute in einen Wohnwagen bittet, um über ihr Intimleben zu sprechen – was sie dann auch so selbstverständlich tun, als würden sie übers Kochen reden. Meistens sind die Aussagen ziemlich banal. «Wie war dein erstes Mal?» –



«Wie war dein erstes Mal?»: Eva Nidecker.

«Nichts Besonderes.» Selten einmal gibt es etwas zu lachen. «Wie wichtig ist der Sex für euch?» – «Wir arbeiten beide hundert Prozent, und ich habe noch ein Pferd.»

Eigentlich hätte man sich auf jene Leute konzentrieren können, die aus dem Rahmen fallen. Auf den schwulen katholischen Ex-Priester zum Beispiel, der erzählt, wie ein Kirchgängerpaar ihn an seiner Sexualität teilhaben liess, der Mann ihn aber mehr interessiert habe. «Sex mit Männern ist der Himmel, Sex mit Frauen ein Sonntagspaziergang», sagt er. Oder ein Rentnerpaar, das beim ersten Sex nach der Hochzeit feststellte, dass beide unterschiedliche Bedürfnisse haben. Zwanzig Jahre lang dauerte es, bis der Mann fremdging – was für die Frau eine Erleichterung darstellt. «Wenn ich es nicht geben kann, so ist es doch wunderbar, wenn es jemand anderes geben kann.» Da kann man nur sagen: «Das muss wahre Liebe sein.»

Liebesleben: Donnerstag, 22.25 Uhr, SRF 1.

Unvergleichlicher Schmelz

Operetten im Opernhaus; Absage von Juan Diego Flórez bei den Festspielen Zürich; neuer Film über Varlin. *Von Hildegard Schwaninger*



Wohnte lange in Zürich: Tenor Beczala.

Viele Opernfreunde rechnen es Intendant **Andreas Homoki** hoch an, dass er wieder Operetten ins Repertoire nimmt. «Das Land des Lächelns» von **Franz Lehár** hat im Juni 2017 Premiere; Homoki inszeniert, Generalmusikdirektor **Fabio Luisi** dirigiert. Grösste Freude herrscht, weil **Piotr Beczala** die Hauptrolle des Prinzen Sou-Chong singt. Viele Sänger versuchen sich an Operetten, auch Spitzensänger, aber keiner hat diesen Schmelz, den Beczala für Operetten hat, nur zu vergleichen mit dem «unsterblichen» **Fritz Wunderlich**.

Piotr Beczala wohnte lange in Zürich; er ist heute ein Weltstar. Der lyrische Tenor hat soeben sein Debüt als Lohengrin an der Semper-Oper in Dresden gegeben, das weltweite Beachtung fand, weil **Anna Netrebko** seine



Erstmals Wagner: Superstar Netrebko.

Partnerin als Elsa von Brabant war. Beide sangen erstmals eine Wagner-Oper, was sie bravourös meisterten. Am Dirigentenpult stand **Christian Thielemann**.

Piotr Beczala hat seine Karriere in Zürich begonnen. **Alexander Pereira**, der ein grosser Stimmenentdecker war (und ist), holte ihn 1997 nach Zürich (vorher sang er in seiner Heimat Polen und in Linz). Seit seinem Debüt an der Limmat mit «La Traviata» eroberte er sämtliche wichtigen Bühnen der Welt.

Anna Netrebko hat Bellinis «Norma» in London abgesagt. Intendant **Kasper Holten** nahm die Absage schwer, Netrebko begründete sie mit der Veränderung ihrer Stimme. Als sie den Vertrag vor vier Jahren unterschrieb, konnte sie das nicht voraussehen. Dafür singt die Zürcherin **Elena Mosuc-Hebeisen** (rumänische Wurzeln) die Norma nach wie vor. Diesen Sommer bei den Festspielen in Savonlinna (Finnland).

Für das Opernhauspublikum ein schwerer Schlag ist eine Absage, die noch gar nicht offiziell mitgeteilt wurde. **Juan Diego Flórez**, der Startenor aus Lima, hat für Bellinis «Puritani» abgesagt. Es sollte ein Highlight der Festspiele Zürich sein (Homoki inszeniert). Über der Absage steht ein grosses Warum. Stillschweigend wurde der unerreichte Flórez durch den Amerikaner **Lawrence Brownlee** aus Ohio ersetzt. Auf Youtube lässt sich der Unterschied hören.

Die Eröffnung des Restaurants «Wöschli» in Wollishofen, einer Adresse, wo Gastgeber bisher glücklos waren (zuletzt als «Louis»), war erfolgversprechend: das Wetter strahlend, die Gäste jung und schön, das Essen vorzüglich, die Bedienung freundlich und zuvorkommend. Das zweistöckige Restaurant ist neu und einladend gestaltet, die Terrasse am See ist gross. Das Wichtigste: Die Preise sind menschenfreundlich. **Stefano Endrizzi** ist Geschäftsführer; unter den Gästen sah man **Cyril Carenini** (aus der Redbox-Familie), erholt und braungebrannt, frisch zurück von der Côte d'Azur.

Viele wissen heute nicht mehr, wer **Varlin** war (der Maler **Willy Guggenheim**, 1900–1977). Wer die «Kronenhalle» betritt, begegnet ihm sofort: Er malte das überlebensgrosse Porträt der legendären Wirtin **Hulda Zumsteg**. Jetzt wurde «Varlins Atelier in Zürich» gedreht, ein Film über den Maler der Dichter und Künstler, der «kleinen Leute», Strassenszenen und Friedhöfe und über sein Atelier am Neumarkt 11a. Die Schöpfer **Lydia Trüb** und **Pio Corradi** stellten ihn vor. Uraufführung war am Sonntagmorgen im Kino «Corso». Früh schon kamen die neugierigen geladenen Gäste, stürzten sich auf Croissants, Orangensaft, Prosecco und Brötchen, die sich auf Tischen vor dem «Corso» türmten. Es war eine Reise in die Vergangenheit. **Leo Lanz**, der als junger Grafiker Varlin Modell sass, geht jetzt am Stock. Ein Varlin-Zeitgenos-



Gute Bekannte: Fotograf Spiller.

se, der im Film zu Wort kommt, ist **Paul Nizon**. Der Schriftsteller ist 86, konnte nicht anreisen, seine Tochter **Valérie** war an der Premiere. Varlins Tochter **Patrizia Guggenheim** war da, die Varlin-Sammlerin **Lisabet Farner** lässt Varlin im Film lebendig werden wie auch Lichtkünstler **Christian Herdeg** und Fotograf **Willy Spiller**, die den Maler gut kannten. Spillers erste Frau **Tui** wurde von Varlin porträtiert (nackt), sie war das einzige Modell, das ein Honorar bekam (Zugfahrt nach Bondo im Bergell, wo er zeitweise wohnte, und Stundenlohn, im ganzen 150 Franken, dazu schenkte er ihr eine Kohlezeichnung). Der Film ist ein spannendes Dokument einer längst vergangenen Zeit.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

So ist die Liebe

Die Fotoagentin Ainsley Hutchence, 28, und der Produzent Sebastien Fougere, 33, sind seit zwei Jahren verheiratet. Irgendwie peinlich, finden sie.



Roadmovie: Ehepaar Fougere-Hutchence.

Ainsley: Es ist fast zu einer Tradition geworden: An unserem Hochzeitstag ziehen wir die Flitter-Glitter-Klamotten an, die wir vor zwei Jahren trugen, und unternehmen etwas. Dieses Jahr sind wir einen Berg hochgeklettert. Es war kein schönes Erlebnis. Wenn man ehrlich sein will, war es sogar ein Riesenmist. Was haben wir das letzte Mal gemacht?

Sebastien: Wir sind in den bemalten Hochzeitskleidern an einem Strand in Bali herumgelauscht, auf einem Motorrad über die Insel gekurvt und haben Kokosnüsse leergetrunken, in denen Strohhalme steckten. Sehr blöde Ideen. Mein Bart ist in der Zwischenzeit weg, und beide tragen wir die Haare nun strohblond.

Ainsley: Strohh blond wie strohdumm: Wir wollten gar nicht heiraten, denn es ging bereits einmal schief. Mit anderen Partnern natürlich. Der Fun war einfach, die Entscheidung nach fünfjähriger Beziehung unüberlegt zu treffen und dann einen unorganisierten, wilden, abgefahrenen Event zu wollen, der rein gar nichts mit all den doofen Elementen einer traditionellen Hochzeit zu tun hat. Wir wollten Spass, und den hatten wir auch, weiss Gott. Das Styling war uns wichtig; nach einer Unterhose für Sebastien mussten wir sehr lange suchen. Mein Kleid war Vintage und ich

wollte abgetakelt aussehen. Zerzauste Haare und viel Make-up gehörten dazu.

Sebastien: Damit es spontan und unkonventionell aussah, brauchten wir schlussendlich allerdings fast so viel Zeit, wie wenn wir Tischkärtchen geschrieben hätten und den ganzen Quatsch.

Ainsley: Wir hatten auch keinen Hochzeitszeugen, wenn ich mich richtig erinnere. Also: Es floss bereits im Vorfeld viel Alkohol, wir haben nur noch gelacht, und am Schluss torkelten wir – es war bereits Nacht – in ein Tattoo-Studio und liessen uns Herzen stechen. Extrem peinlich. Aber so ist die Liebe halt manchmal.

Sebastien: Wir sehen uns als Trendsetter, und tatsächlich sind unorganisierte Hochzeiten oder solche, die auf den ganzen Hollywood-Kitsch verzichten, in Mode gekommen. Wir hassen Begriffe wie «Hipster-Hochzeit» oder «Indie-Hochzeit» oder «Bohemian-Hochzeit», doch die Ideen dahinter finden wir voll super.

Ainsley: Wir sind ja keine Naturfreaks, sondern mögen alles, was bunt, laut, künstlich und städtisch ist. Aus diesem Grund werden wir den nächsten Hochzeitstag sicher nicht mehr im Urwald oder auf einer Bergspitze feiern. Den Gedanken, für die Hochzeit alles selbst zu machen, wilde Blumen zu pflücken, auf umgekippten Baumstämmen zu sitzen, ein Wildschwein über dem Feuer zu braten, selbstgebrautes Bier zu trinken und dazu ein altes Spitzenkleid zu tragen, finde ich allerdings toll. Solche Dinge sehen wir immer mit den Augen von Agenten, die Fotostrecken produzieren, die in Hochglanzmagazinen abgedruckt werden.

Sebastien: Die Fotografien waren uns – genau wie jedem anderen doofen Brautpaar – das Allerwichtigste. Ein Fotografenfreund begleitete uns und hielt alles mit der Kamera fest. Für mich war unsere Hochzeit wie ein Roadmovie. Zwei abgefahrte Egozentriker feiern den schönsten Tag ihres Lebens, genau so, wie es zu ihnen passt. Aus diesem Grund hatten wir auch keinen einzigen Gast eingeladen. Der Tag gehörte nur uns.

Ainsley: Ich hätte mich schlicht auf niemand anderen konzentrieren können als auf mich. Und auf Sebastien natürlich.

Protokoll: Franziska K. Müller

Extremismus

Von Andreas Thiel — Fachstellen schaffen nur Stellen.

Fachmann: Willkommen auf der Fachstelle für Extremismus. Möchten Sie einen Fall von Extremismus melden?

Bürger: Ja, ich habe schon wieder eine Verkehrsbusse gekriegt. Das finde ich extrem.

Fachmann: Wurden Sie aus rassistischen Gründen gebüsst?

Bürger: So wie der Individualverkehr unterdrückt wird, gehört man als Automobilist in der Tat zu einer diskriminierten Rasse.

Fachmann: Dann melden Sie sich besser bei der Fachstelle für Rassendiskriminierung.

Bürger: Da war ich schon. Die haben gesagt, es handle sich bei der Diskriminierung von Verkehrsteilnehmern nicht um eine Diskriminierung aus rassistischen Motiven, sondern vielmehr um eine Diskriminierung aus ideologischen Gründen, weshalb ich mich bei der Fachstelle für Extremismus melden sollte.

Fachmann: Und mit welcher extremistischen Ideologie sehen Sie sich konfrontiert?

Bürger: Mit der Fachstelle für Verkehrssicherheit.

Fachmann: Aha. Und was erwarten Sie nun von uns?

Bürger: Ich möchte die Kontrollschilder meines Fahrzeuges anonymisieren lassen, damit extremistisch veranlagte Politessen mich als Fahrzeughalter nicht mehr eruieren können.

Fachmann: Da muss ich Sie an die Fachstelle für Datenschutz verweisen.

Bürger: Die Fachstelle für Datenschutz hat doch erst gerade in diesem Fall von Cyber-Spionage bei der Ruag eine extreme Inkompetenz bewiesen.

Fachmann: Da wird sich die Fachstelle für extrem inkompetente Fachstellen drum kümmern.

Bürger: Aber die Fachleute von der Fachstelle für inkompetente Fachstellen sagen, dieses Problem falle nicht in ihre Kompetenz. Erklären Sie mir mal, weshalb Sie auf einer Fachstelle arbeiten. Sind Sie denn wenigstens vom Fach?

Fachmann: Nein, ich brauchte bloss eine Stelle.



Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Hannibal ante portas

Von Peter Ruedi



Paolo Chirillo ist ein praktizierender Kardiologe im kalabrischen Dörfchen Motta Santa Lucia (zwanzig Kilometer südlich von Catanzaro), aber sein Herz schlägt auch für den Wein. Und die Mythologie und die Geschichte. Sein Gut, zehn Hektaren auf den Terrassen am Abhang des Flusses Savuto, nannte er «Le Moire», nach den drei Töchtern des Zeus – sozusagen die Nornen oder Parzen in der griechischen Mythologie, die den Lebensfaden jedes Einzelnen spinnen und schicksalhaft abschneiden. Einen seiner Weine, eine eigenwillige Cuvée aus 80 Prozent der autochthonen Sorte Magliocco dolce und 20 Prozent Sangiovese, taufte er «Annibale», nach dem genialen karthagischen Feldherrn, der im Zweiten Punischen Krieg (218–201 v. Chr.) Rom um ein Haar um die Vorherrschaft im Mittelmeer brachte und nach dem Fall von Capua mit seinen Truppen quer durch Kalabrien marodierte, um am Ende doch Scipio Africanus dem Älteren zu unterliegen.

Genug der Geschichte, obwohl die spannend ist, nicht nur wegen Hannibals Alpenquerung mit seinen Kampfelefanten. Was kann aus Kalabrien Gutes kommen (von den Weinen des berühmten Nicodemo Librandi abgesehen)? Zum Beispiel dieser Hannibal ante portas. Anders als die punische Reverenz der grossen sizilianischen Genossenschaft Settesoli (Mandarossa Carthago) ist Chirillos Annibale, ganz im Widerspruch zum Elefanten auf der Etikette, das pure Gegenteil eines südlichen Schwergewichts. Die Tannine sind lebhaft, aber weich, die markante Säure belebend, die Frucht inspirierend (Brombeere, Kirsche, eine Spur Mandeln und *sottobosco*). Was die helle Farbe verspricht, hält dieser Wein am Gaumen. Er ist so feinnervig wie bescheiden im Alkoholgehalt, beschwingt und dennoch ziemlich lang, also kein anorektischer Sprengel. Eine veritable Überraschung, die sich der relativen Höhenlage (400 m ü. M.) und den frischen Luftzügen vom nahen Meer her verdankt – und dem aufkommenden frischen Wind im Weinbau der jungen süditalienischen Winzergeneration.

Le Moire Annibale Calabria IGT 2014, 12,5%. Bindella, Zürich. Fr. 14.–. www.bindella.ch

Hummer ist langweilig

Sven Elverfeld verbindet im Wolfsburger «Aqua» unerwartete Produkte mit hochstehender Technik. Von David Schnapp



Typisch: Koch Elverfeld, Köstlichkeiten.

Sitzt man im Restaurant «Aqua», das zum «Ritz-Carlton» in der Autostadt Wolfsburg gehört, blickt man durch riesige Fenster aufs Wasser. In der Dämmerung schimmert das Hafenbecken des Mittellandkanals geheimnisvoll, eine Schar Wildgänse grast mit ihrem Nachwuchs auf den sanften Rasenhügeln, und im Hintergrund ragen die Schornsteine des Kraftwerks aus dem Jahr 1938 in den Abendhimmel. Vor dieser ebenso faszinierenden wie fast unwirklichen Kulisse spielt sich ein kulinarisches Schauspiel ab, das aufregend einmalig ist.

Der Name des leitenden Regisseurs ist Sven Elverfeld, 1968 geboren in Hanau am Main, gelernter Konditor und Koch (in dieser Reihenfolge). Der sympathische Westdeutsche mit den wirr in die Gegend stehenden Locken hat eine sehr bodenständige Seite. Sein Berufsweg führte ihn nicht bloss von einer Gourmetküche in die nächste, sondern auch nach Japan, in eine Guttschänke und schliesslich, im Jahr 2000, ins «Aqua», wo seit 2009 drei Sterne ein Beweis für die aussergewöhnlich hohe Qualität des Restaurants sind.

Elverfeld zeichnet unter anderem ein Sinn für Produkte aus, die man nicht unbedingt in einem Restaurant dieser Kategorie erwarten würde. Hummer habe er schon seit Jahren nicht mehr serviert, er finde das schlicht langweilig, sagt der Küchenchef. Auch Foie gras kommt nur in kleinstmengen vor, stattdessen dominiert



Spielfreude: Es gibt ein Sandwich mit selbstgemachtem Pastrami und wunderbar mürbe, zarte Lammzunge mit mariniertem Spargel oder die sehr deutsche Stulle mit Rindertatar, Büsumer Krabben und Remoulade.

Kalb im Kalb

In der «Aqua»-Küche stehen modernste und teure Errungenschaften der Kochtechnik wie Gefriertrockner oder Rotationsverdampfer. «Die Technik aber ist nie Selbstzweck. Es muss geschmacklich etwas bringen, wenn man sie einsetzt», sagt Elverfeld.

Die Mischung aus nicht alltäglichen Produkten, Sinn für Geschmack und dem Wissen darüber, was man mit der richtigen Technik besser machen kann, bestimmt das Erlebnis im «Aqua». Wie bei der gebratenen bretonischen Makrele, neben der ein mit Senfstaub paniertes Schinken-Espuma liegt. Zusammen mit einer Kräutervinaigrette wird daraus ein vielfältiges Aromen- und Texturenabenteuer. Oder beim trocken gereiften Kalbsfilet, das in einer Hülle aus getrockneten, knusprigen Abschnitten und Parüren vom Kalb gewissermassen mit sich selbst paniert wurde – ein typischer Elverfeld.

Restaurant Aqua im Hotel «The Ritz-Carlton», Parkstrasse 1, Wolfsburg (D), Tel. +49 (5361) 606056. Dienstags bis samstags von 18.30 bis 20.30 Uhr. Ausführliche Besprechung des Menüs auf www.dasfilet.ch



Auto

Perfektion? Gerne!

Der Audi R8 plus ist ein Supersportwagen ohne Fehler. Das macht ihn sehr attraktiv. *Von David Schnapp*

Was für ein Auto! Meine persönliche Statistik über die Zeit, die ich im neuen Audi R8 verbracht habe, sieht zu diesem Zeitpunkt so aus: 16 Stunden 23 Minuten Fahrzeit, 1705,2 Kilometer, Durchschnittsgeschwindigkeit: 104 km/h, Verbrauch: 14,7 l/100 km. Das reicht für ein einfaches Fazit: Der R8 ist der perfekte Supersportwagen. Und es geht dabei um den ganz alltäglichen Einsatz. Man fährt also im «Comfort»-Modus durch die Stadt, der

Audi R8 V10 plus

Leistung: 610 PS / 449 kW, Hubraum: 5204 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 330 km/h
Preis: Fr. 252 200.–,
Testauto: Fr. 267 590.–



R8 rollt trotz eines feinnervigen Fahrwerks entspannt dahin und federt Unebenheiten, so gut es geht, weg.

Aber der kleine Wahnsinn ist nur einen Tastendruck entfernt und heisst «Performance» – ein kleiner Knopf am Lenkrad mit einer Zielflagge als unmissverständlichem Symbol. Brummt das V10-Kraftwerk, das skulptural unter einer Glasscheibe im Heck liegt, eben noch metallisch vor sich hin, brüllt und grollt und kreischt es nun, wenn man die Gänge über das 7-Gang-Doppelkupplungsgetriebe bis 8500 Umdrehungen ausfährt. Das Fahrwerk, der Allradantrieb, die hochpräzise Lenkung, alles ist jetzt auf Höchstleistung kalibriert, und der R8 gibt einem das gute Gefühl, als Fahrer alles richtig zu machen.

Und das Auto selbst macht auch alles richtig. Zum Beispiel das Vernichten von Energie mittels der Bremsen aus Carbon-Keramik: Mal angenommen, man fährt mit 270 km/h über eine freie, trockene Autobahn und muss dann, weil ein dunkelgrauer VW Caddy einsam auf der

Überholspur dahinrollt, brüsk auf 120 km/h verlangsamen – in so einem Fall würden die Audi-Bremsen so sicher und exakt dosierbar verzögern, ohne dass dabei auch nur eine Ahnung von Unruhe das Auto erfasste. Das gilt auch für Regenfahrten, die in manchem Sportwagen dieser Leistungsklasse zu unangenehmen Erfahrungen werden können, im R8 plus aber so einfach gehen wie alles andere auch.

Erstaunlicher Vorwurf

Der Charme des Audi R8 ist diese Perfektion, und es ist die Mischung aus klassischem Saugmotor, aufregender Form und ausgefeilter Technik. Diese arbeitet eher im Hintergrund, als dass sie sich zur Schau stellt. Es gibt keine Assistenzsysteme, abgesehen vom einfachen Tempomaten, und alle wichtigen Funktionen sind über Tasten oder Dreh-Drück-Regler am Lenkrad bedienbar. Im komplett digitalen Cockpit hat man auf Wunsch dennoch eine grosse Spielwiese an virtuellen Möglichkeiten.

Dass der R8 alles richtig macht, wird ihm erstaunlicherweise vorgeworfen. Ein deutscher Kollege schrieb, Perfektion sei nicht genug, er hätte sich das Auto radikaler, unberechenbarer gewünscht. Doch gerade Unberechenbarkeit ist etwas, was ich persönlich nicht möchte bei einer kleinen, kontrollierten Raserei mit einem 610-PS-Motor. Perfektion hingegen? Gerne!



«Natürlich waren die Kidnapper nicht happy»: ehemaliger IS-Geisel und Buchautor Hénin, 41.

MvH trifft

Nicolas Hénin

Von Mark van Huisseling — Der Reporter war Geisel des Islamischen Staats – war seine Berichterstattung das Risiko wert?

Sie haben ein Buch über den Islamischen Staat geschrieben [«Der IS und die Fehler des Westens»] – weshalb nicht über Ihr Schicksal? – «Erstens: Was mir passiert ist, ist persönlich, und ich bin nicht bereit, es mit der Öffentlichkeit zu teilen. Zweitens: Ein solches Buch [über mein Schicksal] wäre genau die Art Buch, die meine Entführer geliebt hätten. Weil Gewalt ihr Geschäft ist und ich eine Art Resonanzboden gewesen wäre, wenn ich über die Gewalt, die ich erlebt habe, berichtet hätte. Und der dritte Grund ist, dass ich finde, ja, wir im Westen sind Terrorismus-Opfer. Aber das Ausmass der Gewalt ist gering im Vergleich mit der Gewalt im Mittleren Osten. Es wäre obszön gewesen, wenn ich gesagt hätte: «Schaut mich an, mich Armen, ich bin ein Opfer der Terroristen.»»

Nicolas Hénin, 41, ist ein französischer Journalist und Sachbuchautor. Er hielt sich in den vergangenen Jahren in Krisen- und Kriegsgebieten des Nahen und Mittleren Ostens auf,

um darüber zu berichten. Vor drei Jahren, als er für die französische Zeitschrift *Le Point* in Syrien war, wurde er von Dschihadisten entführt und zehn Monate gefangen gehalten; einer seiner Bewacher war ein Franzose, der später vier Menschen im Jüdischen Museum in Brüssel erschoss. Eine Zeitlang teilte er die Zelle mit James Foley, dem amerikanischen Journalisten, dessen Enthauptung IS-Terroristen filmten und anschliessend veröffentlichten. Sein Buch «Der IS und die Fehler des Westens – Warum wir den Terror militärisch nicht besiegen können» ist bei Orell Füssli auf Deutsch erschienen. Es handelt sich dabei um eine, in meinen Augen, saubere Analyse der Gründe, die zur gegenwärtigen Lage geführt haben; an Tiefenschärfe fehlt es nicht, doch etwas *personal history* hätte den Text zugänglicher gemacht. Hénin ist verheiratet und hat zwei Kinder, er lebt in Frankreich. Dieses Gespräch – wir sprachen Englisch – fand in Zürich statt.

«Weshalb berichten Sie über Kriege und fahren hin?» – «Ich finde es persönlich interessant, und es ist eine Herausforderung. Ausserdem recht einfach – es gibt von jedem Krieg viele Geschichten zu erzählen. Zurzeit hat mir meine Frau aber verboten, Kriegsreporter zu sein, drum bin ich jetzt Bücherschreiber.» – «Kriegsreporter sind eine kleine Gruppe, und ein Teil davon reist von Konflikt zu Konflikt – weil sie die Adrenalinausschüttung vermissen, wenn sie als Nächstes über den Brand eines Mehrfamilienhauses oder so schreiben sollen, haben einige selber gesagt ...» – «Das stimmt. Die Öffentlichkeit sollte aber nicht meinen, es handle sich dabei um die Reporter-Elite – es gibt brillante Leute darunter und Scheisstypen. Für ein Medienunternehmen tönt es einfach gut, wenn es sagen kann: «Unser Spezialkorrespondent aus ...», irgendeinem Ort, auf den die Welt gerade blickt.» – «Falls die Welt denn hinsieht – weniger als zehn Prozent der Leser der meisten Tageszeitungen interessieren sich sehr für Auslandberichterstattung, zeigen Befragungen.» – «Oops, nicht gut für mein Geschäft. Aber auch die neunzig Prozent, die was anderes lesen wollen, fühlen sich vielleicht besser, wenn in ihrer Zeitung Auslandsgeschichten drin sind – weil das klug aussieht.»

«Wurden Sie anders behandelt, als Franzose? Frankreich sei angeblich verhandlungsbereit, wogegen Amerika und Grossbritannien nie Lösegeld zahlen ...» – «Die Behandlung hing davon ab, wer uns bewachte; sie war mal besser, mal schlechter, es gab immer den *good cop* und den *bad cop* [netter Polizist, böser Polizist]. Zweitens betone ich, dass es eine Legende ist, laut der bestimmte Länder verhandeln sollen und andere nicht; es gibt Daten, die zeigen, dass das Verhältnis von getöteten zu freigelassenen Geiseln ungefähr gleich bleibt, egal, ob die Geiseln aus einem Land kommen, das den Ruf hat, zu verhandeln oder nicht.» – «Sie konnten aus Ihrer Zelle flüchten, wurden aber in der Wüste von Verbündeten Ihrer Bewacher gefunden – was passierte dann?» – «Natürlich waren die Kidnapper nicht happy. Aber mir hat es geholfen – wenn man zehn Monate Zeit hat, darüber nachzudenken, weshalb man in diese Scheisslage geraten ist, geht es einem besser, wenn man wenigstens versucht hat zu fliehen. Das ist der Job einer Geisel. Und danach war es der Job meiner Leute, meiner Regierung, mich rauszuholen.» – «Rückblickend: War's die Berichterstattung wert, das Leben zu riskieren?» – «Man sagt, keine Story sei ein Leben wert. Aber wenn man die [jüngere] Geschichte anschaut, gab's schon Storys, die bahnbrechend waren. Und auf eine solche kann man stossen – mit der richtigen Mischung aus Glück, Fleiss und Gerissenheit.»

Sein liebstes Restaurant: Al-Quds.
Complex No 8, King Al Hussein Street, Amman (Jordanien),
Tel. +962 6 463 01 68



	1	2		3	4	5	6	7		8	9	10		
11				12										13
14										15				16
17				18										
		19	20								21			
22	23					24	25			26				
27					28						29	30		31
			32	33						34	35			
36		37					38	39						40
41										42				
43								44				45		
46										47				

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Wo ein Leid, ist sie nicht weit.
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Die mit Ehre und Geiz lüerte Eigenschaft. 8 Ohne sie wird Wanderlust zum erschöpfenden Frust. 11 Die Aussicht, wie man sie etwa vom Dent Blanche her kennt. 12 Da er so ist, will jeder ihm die Hände reichen. 14 Knapp gesäte Namensspuren. 15 Ist es nur Illusion oder vielleicht doch Perfektion? 17 Ok, vergleiche, aber bitte mach's kurz. 18 Bei Antragsstellern höchst unbeliebte Antwort. 19 Welch ein Bild, es vor dem Kopf zu tragen. 21 Darth Vaders Tochter, die Prinzessin. 22 Womit man in England Vorsitzender wird. 24 Je nachdem verströmt er Gediegenheit oder Armseligkeit. 27 Revolvermann und legendär, war im Wilden Westen nicht irgendetwas. 28 Dieter, der Schweizer: künstlerisches Multitalent. 29 Weder Nebel noch Rauch, teils richtig ungesund. 32 Paare präsentieren sich in den USA am liebsten so. 34 Unter Trajan eine Provinz, für Obama ein Kontinent. 36 Mal Schauspieler, mal einfach Spieler, mal Wettkämpfer. 38 So zu reden ist Diplomaten eher fremd. 41 Das, was im Flachs keimt. 42 Irene, genau: die aus Russland. 43 Getreide aus dem Département de la Roer. 44 Klingt eher negativ, spielerisch gesehen sieht es anders aus. 45 Ein in der Romandie sehr häufiger Name. 46 Eine Fahrt mit garantiertem Eintreffen. 47 Passt zum Trinken, so oder so.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

Senkrecht — 1 Ewiger Diktator, und was am Ende übrigbleibt. 2 So dann wohl keine Primzahl. 3 Er mag es beim Schreiben in extenso. 4 Die Füllung füllt den Magen. 5 Brettspiel für Einzelgänger. 6 Formel: Christen wie Moslems bekannt. 7 Im Geologenjargon ein Ganggestein mit porphyrischer Textur. 8 Nichts am Hut mit Unfug, eher lebensklug. 9 Er kommt aus dem Süden Spaniens. 10 Es sei nicht verhehlt, dass an dieser Stelle etwas fehlt. 11 Ein Tempo, hört sich lebhaft an. 13 Dieter Hallervorden und sein Sketch mit dieser Kuh. 16 Wer Wein aus dem Alto Douro sucht, wird auch das Städtchen besuchen. 20 Gebogene Knochen, hoffentlich nicht gebrochen. 23 Stricken kann man als ältere Schwester bezeichnen. 25 Ohne Tücke, dafür mit List kommen wir ihnen nahe. 26 Adria, Kroatien, Dalmatien: grösste Insel. 28 In Portugal etwa die längenmässige Entsprechung der Reuss. 30 Philippinische Hauptstadt mit Rechtschreibstörung. 31 Ganz und gar, das ist doch klar. 33 Für die ideale Aussicht fehlt da ein bisschen. 35 Ein Hemd, das auch der Schotte kennt. 36 Wo im Oktober nicht nur Schweine und Hunde weisse Trüffel finden. 37 Trifft auf Katze und Laubfrosch zu. 39 Kein Schweizer Hornochse, sondern ein asiatisches Rindvieh. 40 Der griechische Berg verdankt seinen Namen der Kefalonischen Tanne.

Lösung zum Denkanstoss Nr. 468

	O	C	H	A		P	L	A	T	T		A		R
	M	A	E	R	Z		O		H	O	S	T	I	E
L	A	P	I	S		S	T	R	E	U	E	R		S
E	H	E	L	E	U	T	E		M	A	N	I	T	U
R	A	S	I	N		E		A	S	T	I			M
W			G	A	M	E	L	L	E		O	S	Z	E
I		C		L	U	L	E	A		K	R	E	N	
C	O	O	P		R		V	I	E	L		E	U	R
K	E	L	L	E	R		A	N	N	E	T	T	E	
	Z	A	U	B	E	R	N		T	I	R	A	N	A
W	A	N	T	E	N		T		E	S	E	L	I	N
L	I	O	N		N	E	U	N	T	E				E

Waagrecht — 1 OCHA (acht) 5 PLATT (-deutsch) 11 MAERZ (-blume) 12 HOSTIE 14 LAPIS (lat. f. Stein) 15 STREUER 16 EHELEUTE 17 MANITU 18 RASIN 19 ASTI 20 GAMELLE 23 OSZE 27 LULEA 28 KREN 29 COOP 32 VIEL 34 EUR 35 KELLER 37 ANNETTE (aus hebr. Hannah, "Die Anmutige") 39 ZAUBERN 40 TIRANA 42 WANTEN 43 ESELIN 44 LION (loin, franz. f. weit) 45 NEUNTE

Senkrecht — 1 OMAHA 2 CAPES 3 HEILIG (Mutter Teresas Heiligsprechung soll im Herbst offiziell stattfinden) 4 ARSENAL 6 LOTE 7 THEMSE 8 TOUAT (= franz. atout, Vorzug) 9 ATRI 10 RESUME (dt.: Resümee) 13 SENIOR 14 LERWICK 15 STEEL (engl. f. Stahl; stainless: rostfrei) 19 ALAIN (CH-Filmregisseur, Filmtitel) 21 MURREN 22 LEVANTE 24 SEETAL 25 ZNUENI 26 COLANI 28 KLEIST 30 OEZAL 31 PLUTO 33 ENTEN (-vögel) 36 EBEN 38 TREE (engl. f. Baum) 41 ANE (franz. f. Esel)

Lösungswort — PREISANGABE

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



FALCON PRIVATE BANK

SWISS PRIVATE BANKING



Your Access to Emerging Markets Opportunities

Zurich | Geneva | London | Abu Dhabi | Dubai | Singapore

www.falconprivatebank.com

This advertisement is not directed at US-persons and must not be distributed into the USA and should not be relied or acted upon by, any other person located or resident in a jurisdiction where the offering or advertising of the services described herein would be contrary to applicable laws or regulations.